

Rezensionen

INES BOSE/URSULA HIRSCHFELD/BALDUR NEUBER/EBERHARD STOCK (2013): Einführung in die Sprechwissenschaft. Phonetik, Rhetorik, Sprechkunst. Tübingen: Narr Francke Attempo. 288 S. (Narr Studienbücher). € 24,99

Die Hallesche Sprechwissenschaft gibt sich ein Lehrbuch und nennt es „Einführung in die Sprechwissenschaft“ – endlich möchte man sagen. Denn es ist die lange Symbiose aus Stadt und Fach, nämlich Halle und Sprechwissenschaft, die in den vergangenen Jahrzehnten ein kleines Fach weit über Halle hinaus mit Renommee versehen hat. Von dieser langen Tradition in Forschung und Lehre am Halleschen Institut für Sprechwissenschaft erzählt das vorliegende Buch.

Das namhafte Autorenteam um INES BOSE, URSULA HIRSCHFELD, BALDUR NEUBER und EBERHARD STOCK besteht aus einer Gruppe von aktuellen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, ehemaligen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern und Absolventinnen und Absolventen des Seminars für Sprechwissenschaft in Halle. Das wiederum zeigt, dass über die Jahre hinweg eine Verbundenheit unter den „Hallensern“ geblieben ist, und dieser Eindruck wird durch dieses gemeinsame Lehrbuch in besonderer Weise verstärkt. Im Vorwort versprechen die Autoren, ein „akademisches Lehrfach als Anwendungswissenschaft“ vorzustellen. Schwerpunkte werden dabei auf die Teildisziplinen Phonetik, Rhetorik und Sprechkunst gelegt.

Das Buch umfasst 288 Seiten und ist in sechs große Kapitel untergliedert: (A) Grundlagen und Profil des Faches, (B) Sprechwissenschaftliche Phonetik, (C) Entwicklung kindlicher Kommunikationsfähigkeit, (D) Rhetorische Kommunikation, (E) Medienrhetorik und (F) Sprechkunst. Die einzelnen Kapitel und Unterkapitel sind von verschiedenen Autorinnen und Autoren oder Autorengruppen verfasst.

In Teil A des Buches werden neben dem Gegenstand und dem eigenen Fachverständnis grundlegende Begrifflichkeiten der Sprachproduktion und Sprechrezeption vorgestellt. An der Schnittstelle zur Psycholinguistik wird gezeigt, wie eng die inhaltlichen Fragestellungen der Sprechwissenschaft mit Nachbardisziplinen verbunden sind und wie die Sprechwissenschaft dabei von Methoden und Konzepten benachbarter Fächer profitiert. Die diskursive Auseinandersetzung mit sprechkommunikativen Grundlagen mündet am Ende des Kapitels leider nicht in ein geschärftes Profilbild, aus dem menschliche Kommunikation in ihrer Komplexität auch als symptomatisch sprechwissenschaftlicher Gegenstand hervorgeht.

Der zweite Abschnitt (Teil B) ist überschrieben mit „Sprechwissenschaftliche Phonetik“. Hier werden segmentale und suprasegmentale Merkmale und deren Funktionen auf phonetischer und phonologischer Ebene vorgestellt. Zudem finden sich in diesem Kapitel ausführliche Abhandlungen zur Normphonetik und Orthoepie, zur Kontrastiven Phonetik und zur Rolle der Phonetik in Deutsch als Fremd-/Zweitsprache. Die Inhalte des Kapitels sind klar strukturiert und für die benannten Zielgruppen des Buches (Sprechwissenschaftsstudierende und Studierende benachbarter Fächer) gut nachvollziehbar aufgearbeitet und veranschaulicht. Weniger nachvollziehbar, aber durchaus wünschenswert für die Rezensentin ist die Verwendung des Begriffs „sprechwissenschaftliche Phonetik“. Die Autoren führen den Terminus an keiner Stelle in ihren Abhandlungen ein, von daher bleibt leider offen, wie er sich vom „konventionellen“ Phonetik-Begriff abgrenzt. Und konsequenterweise müsste dann vielleicht auch über die Verwendung der Begriffe „sprechwissenschaftliche Rhetorik“ und „sprechwissenschaftliche Sprechkunst“ nachgedacht werden.

Der dritte Abschnitt des Buches (Teil C) thematisiert die Entwicklung kindlicher Kommunikationsfähigkeit. Dabei werden die Schwerpunkte auf die Entwicklung der kindlichen Sprechausdrucksfähigkeit, auf die Entwicklung der kindlichen Rhetorikfähigkeit und auf die Förderung der kindlichen Kommunikationsfähigkeit gelegt. Es ist innovativ und sehr erfreulich, dass die Autorinnen eine Thematik in ihre Einführung aufnehmen, die in vergleichbaren Einführungen

wie zum Beispiel PABST-WEINSCHENK (2004) allenfalls am Rande mit erwähnt wird. Damit wird zugleich einer wichtigen Forschungsthematik der Halleschen Sprechwissenschaft Raum eingeräumt, was sinnvoll scheint. Durch das Herleiten konkreter Vorschläge für Erzieher am Ende des Kapitels (S. 99–100) wird ein im Vorwort versprochener Aspekt, nämlich ein akademisches Lehrfach als Anwendungswissenschaft vorzustellen, vorbildlich umgesetzt.

Im vierten Abschnitt der Einführung (Teil D) wird ein ursprechwissenschaftliches Thema, nämlich Rhetorische Kommunikation, umrissen. Dies geschieht wie in anderen Einführungen auch, vergleiche PABST-WEINSCHENK (2004), ausgehend von diachronen Betrachtungen (ARISTOTELES, CICERO, QUINTILIAN) bis zu gegenwärtigen Konzepten der Gesprächs- und Rederhetorik (GEISSNER, LUFT, SCHULZ VON THUN, BÜHLER). Ausgesprochen positiv fällt auf, dass in diese Abhandlungen auch methodische und didaktische Überlegungen, sowie ein Kapitel zum Verhältnis von Ethik und Rhetorik aufgenommen wurden. Die Inhalte dieses Kapitels sind klar und übersichtlich aufgearbeitet und bieten vor allem auch fachfremden Leserinnen und Lesern einen schnellen und guten Zugang zum sprechwissenschaftlichen Rhetorikverständnis. Kritisch bemerken möchte die Rezensentin zu diesem Kapitel, dass die Überschriften einzelner Teilkapitel zum Teil divergieren von den darin besprochenen Inhalten. Dies betrifft zum Beispiel den Abschnitt D.2.1, der mit „Beobachtung, Feedback, Evaluation“ überschrieben ist. Im Text des Kapitels wird zwar Feedback als ein Konzept der Rückmeldung ausführlich besprochen, es finden sich aber keinerlei Ausführungen zu Beobachtung und Evaluation als genannte andere Möglichkeiten der Rückmeldung. Ein anderes Beispiel soll durch Kapitel D.5.2 verdeutlicht werden, was mit „Klassische Argumentationstheorien“ überschrieben ist. Im Text selber werden aber weniger Theorien, als eher verschiedene Konzepte vorgestellt, die Grundpositionen an der Schnittstelle zwischen Logik und Argumentation verdeutlichen oder Argumentationspläne und Strukturierungshilfen beschreiben. Auch hier gehen die Inhalte des Kapitels für die Rezensentin nicht mit der in der Überschrift hervorgehobenen Schwerpunktsetzung einher.

Es schließt sich ein fünftes Kapitel an (Teil E), was, wie Teil C, motiviert ist durch einen Forschungsschwerpunkt der Halleschen Sprechwissenschaft, nämlich Medienrhetorik, oder spezieller Radiorhetorik. Nach einführenden Begriffsbestimmungen werden in diesem Teil des Buches Verständlichkeitskriterien für das Radio, die Rolle der Stimme bzw. des Sprechausdrucks und Gesprächskompetenzen von Radiomoderatoren vorgestellt, die zudem durch sprechwissenschaftliche Forschungsergebnisse gestützt werden. Auf circa 20 Seiten finden wir hier in wunderbar komprimierter Form eine Abhandlung zur Radiorhetorik, was beim Lesen fast den Eindruck eines eigenständigen Aufsatzes entstehen lässt. Konsequenterweise hätte man dieses Kapitel auch „Radiorhetorik“ nennen können, denn andere Medien (wie die Kapitelüberschrift vermuten lässt) werden allenfalls am Rande thematisiert.

Das Buch wird beschlossen von einem sehr umfangreichen Kapitel zur Sprechkunst (Teil F). Dieses Kapitel nimmt mit knapp 100 Seiten fast ein Drittel der gesamten Abhandlungen ein und spiegelt damit auch den vergleichsweise hohen Stellenwert der Sprechkunst im Halleschen Verständnis der Sprechwissenschaft. So werden hier neben Begriffs- und Gegenstandsbestimmungen, ausgehend von diachronen Betrachtungen, vor allem neuere Formen der Sprechkunst (zum Beispiel Poetry Slam und Rap), verschiedene Lehrkonzepte und Arbeitsweisen (zum Beispiel das Prinzip des gestischen Sprechens, Linklater-Methode, Chorsprechen) und einzelne Forschungsbereiche vorgestellt. Eine solch umfangreiche Darstellung von sprechkünstlerischen Auffassungen in einem Überblickswerk fehlte bisher und füllt somit eine große Lücke. Das Kapitel trägt die Handschrift vieler Autorinnen und Autoren. Zehn Personen haben an den verschiedenen Teilkapiteln gearbeitet. Das hat den enormen Vorteil, dass die einzelnen Inhalte von den Autorinnen und Autoren bearbeitet wurden, die in der Theorie und Praxis mit den jeweilig beschriebenen Konzepten konkret arbeiten und eine unglaubliche Vielfalt an Erfahrungsschätzen in dieses Kapitel mit einbringen. Diese Offenheit für die verschiedenen Methoden und Formen innerhalb von sprechkünstlerischen Prozessen ist in Halle seit langem Tradition, gut etabliert und sucht ihresgleichen. Auf der anderen Seite sind die einzelnen Handschriften der Autorinnen und Autoren in keinem anderen Kapitel des Buches so heterogen wie hier. Zuweilen fällt es schwer, den roten Faden zu behalten. Das mag auch an der starken Untergliederung der Kapitel und

Unterkapitel auf vier Ebenen liegen. Das ist vor allem irritierend, wenn im Inhaltsverzeichnis Kapitel entstehen wie in F.4.3.1 „Ausgangsfrage“, unter deren Überschrift man keinen Inhalt antizipieren kann und die man sinnvollerweise am Anfang eines Kapitels vermutet.

Das Autorenteam um INES BOSE, URSULA HIRSCHFELD, BALDUR NEUBER und EBERHARD STOCK hat versprochen, ein „akademisches Lehrfach als Anwendungswissenschaft“ vorzustellen. Und das ist ihnen ganz wunderbar gelungen. Die Kapitel und Inhalte der einzelnen Teilbereiche fügen sich letztlich zu einem großen Bild und stellen die Sprechwissenschaft als akademisches und anwendungsorientiertes Fach in ihrer Breite vor. Die Einführung bietet darüber hinaus zahlreiche Vorschläge für Didaktisierungen und aktuelle Berufs- und Arbeitsfelder. Im Vorwort erwähnen die Autorinnen und Autoren eine umfassende Internetpräsenz mit ergänzenden Texten, Audio- und Videobeispielen, auf die zudem im Lehrbuch verwiesen werden soll. Das wiederum ist jedoch kaum oder nahezu unmöglich, da (a) solche Verweise im Lehrbuch selbst kaum vorkommen oder (b) die dazugehörigen Links im Netz nur kompliziert und wenig intuitiv zu finden sind. Zum gezielten Suchen und Finden von Begrifflichkeiten oder Konzepten schiene zudem ein Register im Anhang hilfreich zu sein.

Das Buch lädt zum Verweilen ein: entweder beim orientierenden Lesen oder beim kursorischen Lesen oder beim selektiven Lesen oder beim inspirierenden Lesen. Und deswegen ist es den Autoren voll und ganz gelungen ein Lehrbuch für Sprechwissenschaftsstudierende und Studierende benachbarter Fächer, aber auch für Kolleginnen und Kollegen und Kooperationspartner, die in Forschung, Lehre und Praxis rund um das Thema „Sprechkommunikation“ aktiv sind, vorzulegen.

Die Hallesche Sprechwissenschaft gibt sich ein Lehrbuch – und das ist gut so möchte ich am Ende sagen. Denn wir alle profitieren von Halles Sprechwissenschaft und von diesem Buch und deswegen freue ich mich, dass es da ist.

LITERATUR

PABST-WEINSCHENK, MARITA (Hg.) (2004): Grundlagen der Sprechwissenschaft und Sprecherziehung. München/Basel: Reinhardt (UTB. 8294).

Jena

BEATE REDECKER

E-Mail-Adresse der Autorin: <beate.redecker@uni-jena.de>

SIGRID BOYSEN / JUTTA ENGBERS / PETER HILPOLD / MARCO KÖRFGEN / CHRISTINE LANGENFELD / DETLEV REIN / DAGMAR RICHTER / KLAUS RIER (2011): Europäische Charta der Regional- oder Minderheitensprachen. Handkommentar. Baden-Baden: Nomos. 411 S. (In Gemeinschaft mit Dike Verlag Zürich/St. Gallen) € 39,-

In der letzten, heißen Phase des französischen Präsidentschaftswahlkampfes 2012 verstieg sich der Amtsträger und später unterlegene Kandidat NICOLAS SARKOZY zu der Behauptung, dass wer sein Vaterland Frankreich wirklich liebe, nicht für die Ratifizierung der Europäischen Charta der Regional- oder Minderheitensprachen eintreten könne. Damit wiederholte er lediglich, was er bereits in einer Rede am 13.02.2012 in Marseille geäußert hatte: „Quand on aime la France, on ne propose pas de ratifier la Charte des langues régionales qui n’a pas pour but de faire vivre les langues régionales [...], mais de reconnaître des droits linguistiques à toutes les minorités“. Mit dieser Aussage wollte er auch seinen rechtsextremen Mitbewerbern Wind aus den Segeln nehmen und seinen später siegreichen sozialistischen Konkurrenten FRANÇOIS HOLLANDE, der die Ratifizierung der Charta in den Katalog seiner Wahlversprechungen aufgenommen hatte, als „vaterlandslosen Gesellen“, der eine „Balkanisierung“ Frankreichs betreibe, hinstellen.

Ob dieses aufgefahrne grobe Geschütz viel nützte, mag dahin gestellt bleiben, zumal die Hauptsorgen der Wähler doch eher anders gelagert schienen. Dass es hinsichtlich der Charta in

Frankreich zu solchen Formulierungen kommen kann, zeugt aber immerhin vom Stellenwert dieser Thematik. Diese war allerdings schon einmal an der Tagesordnung, als Frankreich die Charta unter dem sozialistischen Premierminister JOSPIN unterzeichnete und der Verfassungsrat (*Conseil Constitutionnel*, i. e. die oberste Instanz in Sachen Verfassungskonformität), die Charta im Widerspruch zu Artikel 2 der Verfassung („Die Sprache der Republik ist Französisch“) sah. Obwohl die von Frankreich innerhalb der Charta ausgewählten 39 Paragraphen durchaus als verfassungskompatibel erachtet worden sind, berief sich der *Conseil* auf die Präambel, in der angeblich Kollektivrechte von Minderheiten erwähnt wurden. Der Passus von Artikel 2 war erst kurz vorher in die Verfassung genommen worden. Diese verwunderliche Tatsache ist nur mit der Auffassung zu erklären, dass dies als selbstverständlich betrachtet wurde. Die unter französischen Verfassungsrechtlern durchaus strittige Berufung auf die Präambel der Charta im Urteil des *Conseil Constitutionnel* hängt mit dem staatlichen Selbstverständnis Frankreichs zusammen, das sich als einheitliche und unteilbare Republik (*une et indivisible*) begreift und infolgedessen keine Minderheiten als Untergruppen des Staatsvolks anerkennt. So wurde zum Beispiel vor einigen Jahren ein Gesetz vom *Conseil* zurückgewiesen, weil es den Begriff *peuple corse* (‘korsisches Volk’) beinhaltet und somit gegen jede juristische Anerkennung von Teilgruppen des französischen Volkes verstieß. Nachdem die französische Sprache als Sprache der Republik nun verfassungsmäßig festgehalten worden war, kam es zu einer Art „Trostpflaster“: In Artikel 75.1. der Verfassung wurden die Regionalsprachen als Teil des nationalen Kulturerbes bezeichnet, eine Bestimmung, aus der jedoch keinerlei Rechtsanspruch abzuleiten sei.

Als die erste Ratifizierungsdebatte begann, wurden von den Gegnern der als „Spaltpilz“ bezeichneten Charta alle Register gezogen; so wurde zum Beispiel diese als Emanation aus Brüssel dargestellt und dies nach dem klassischen Muster, nach welchem Brüssel als Feind der Nation gilt, als „Sündenbock“, als Ursprung allen Übels, das dort „abgeladen“ wird, um es aus dem Feld der Binnenpolitik zu „entsorgen“. Dabei wurde aus echter oder vorgetäuschter Ignoranz vergessen, dass es der Europarat war, der die Charta zu verantworten hat, eine Institution also, die wie der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte in Straßburg, das heißt auf französischem Territorium angesiedelt ist. Dass die französische Ignoranz hinsichtlich der Minderheitssprachen gelegentlich auch die nationalen Grenzen überquert, zeigt folgendes Vorkommnis: Als die vermeintlich letzte „beschlussfassende“ Konferenz zur deutschen Rechtschreibreform 1994 in Wien nach der deutschen Einigung in einer geopolitisch befriedeten Landschaft zusammentrat und man sich am Ende der Bemühungen – in Wirklichkeit trat die eigentliche Neuregelung der deutschen Rechtschreibung bekanntlich erst am 1.8.2006 in Kraft – wähnte, waren außer der Bundesrepublik Deutschland, Österreich, der Schweiz und Liechtenstein auch Delegationen aus Ungarn, Dänemark, Italien, Russland, Rumänien, Belgien und der Tschechoslowakei zugegen. Es war mir gelungen, die *Région Alsace* zu bewegen, mich als Delegierten des Elsass bei der Konferenz, zu der ich ohnehin als Sprachhistoriker eingeladen war, offiziell zu akkreditieren. Als der österreichische Beamte, der die einzelnen Delegationen aufrief, bei „Ungarn“ angelangt war, machte ich mich mit dem Zwischenruf bemerkbar, dass Frankreich alphabetisch übergangen worden sei, es sei denn, die „hohe Versammlung“ hätte die Absicht, von nun an „Frankreich“ mit „V“ als Initialbuchstabe schreiben zu wollen! Damit war mir zumindest gelungen, auf die Existenz einer bei der vorhergehenden Sitzung der Konferenz nicht vertretenen deutschsprachigen Minderheit im Elsass und in der Moselle (Lothringen) aufmerksam zu machen. Frankreich hat bis heute (Juli 2016) die Charta nicht ratifiziert, wenn sich auch der Straßburger Abgeordnete ARMAND JUNG mit einigen Mitstreitern sehr darum bemüht hat. Der inzwischen gewählte Präsident FRANÇOIS HOLLANDE konnte aber sein Versprechen hinsichtlich der Ratifizierung der Charta nicht einhalten, weil ihm im Kongress, der die beiden parlamentarischen Kammern versammelt, die zur Verfassungsänderung notwendige qualifizierte Mehrheit fehlt.

Ein Vorwort (S. 7–10), ein Geleitwort (S. 11–12), ein einleitender Text („Von der Kraft der Sprache“, S. 13–14) sowie der Hinweis auf Dokumente und Sekundärliteratur (S. 15–22) eröffnen den Band und weisen auf die Errungenschaften und Versäumnisse der Charta als völkerrechtliches Vertragsdokument hin.

Zunächst als „schwaches Instrument, das nur den kleinsten gemeinsamen Nenner der Mitgliedstaaten festschreibt“ (S. 7) betrachtet, hat sich diese vermeintliche „Schwäche“ eher als Stärke erwiesen, weil es den Mitgliedstaaten ermöglicht, der jeweiligen Problemlage entsprechend und dem „à la carte“-Ansatz“ (S. 7) folgend „differenzierte Verpflichtungsmenüs zu konstruieren“ (S. 7). Die Befürchtung, nur Minimalverpflichtungen einzugehen, hat sich nicht bewahrheitet. Die konstatierten Defizite gehen auch nicht auf die Konstruktion, sondern vielmehr auf die schleppende Umsetzung der vertraglich eingegangenen Verpflichtungen und ihre Aufnahme in die staatliche Gesetzgebung und Verwaltungspraxis (Schule, Gerichts- und Verwaltungsverfahren, Medienrecht, Kulturförderung usw.) zurück und rühren von mangelndem politischen Willen und Beharrungsvermögen und demokratischer Säumnis her. Das heißt, dass die Einforderung der eingegangenen Verpflichtungen durch die betroffenen gesellschaftlichen Akteure nach wie vor ausschlaggebend ist. Daher besteht neben dem Monitoring-Verfahren auch die Notwendigkeit verständlicher bürgerfreundlicher Auslegungskommentare und Verständigungshilfen. So sind als Bearbeiter der verschiedenen Teile der Charta neben den akademischen Juristen auch Autoren mit anwaltlicher und behördlicher Praxis vertreten. Der Band stellt daher einen wahren Quantensprung in der juristischen Durchdringung der Charta dar.

Die Einführung (S. 23–55) verdeutlicht den Stellenwert der Charta und zeichnet die Entstehungsgeschichte, die Grundlage und den Aufbau der Charta sowie ihre Umsetzung in den Mitgliedsstaaten nach. Es folgen Einzeluntersuchungen zu den verschiedenen Artikeln der Charta mit den Begriffsbestimmungen (insbesondere zu Artikel 1), die die Tragweite des Vertragswerks definieren. Autorin des Kommentars zu Einführung, Präambel und Artikel 1 bis 6 ist SIGRID BOYSEN, Juniorprofessorin für öffentliches Recht, Europa- und Völkerrecht an der FU Berlin. Für Artikel 9 und 10 war JUTTA ENGBERS, Fachanwältin für Verwaltungsrecht in Friesoythe zuständig, für Artikel 7 Absatz 1 und 5, Artikel 12 und 14 PETER HILPOLD, Professor für Völkerrecht, Europarecht und Vergleichendes Öffentliches Recht an der Universität Innsbruck. MARCO KÖRFGEN, Rechtsanwalt in Mönchengladbach, verfasste den Text zu Artikel 11, während CHRISTINE LANGENFELD, Professorin für Öffentliches Recht an der Georg-August-Universität Göttingen und Direktorin des Instituts für öffentliches Recht ebenda für den Text zu Artikel 8 verantwortlich zeichnet. DETLEV REIN, Ministerialrat im Bundesministerium des Innern der Bundesrepublik Deutschland, hat den Text zu den Artikeln 15 bis 23 verfasst. DAGMAR RICHTER, Vertretungsprofessorin an der Universität St. Gallen hat den Text zu Artikel 7 Absatz 2 bis 4, Artikel 13 redigiert. Die unterschiedlichen beruflichen und geographischen Herkünfte der Autoren und Autorinnen gewährleisten eine interessante Diversität der Gesichtspunkte.

Ein ausführliches Sachverzeichnis (S. 399–411) erleichtert die Benutzung dieses aufschlussreichen Handkommentars, der die erste erschöpfende juristische Auseinandersetzung mit der Charta liefert.

Die 1992 in Kraft gesetzte Sprachencharta des Europarats ist inzwischen von 25 Staaten ratifiziert worden. Die regelmäßigen Berichte der einzelnen Staaten sowie die des Sachverständigenausschusses zeigen erhebliche Unterschiede in der jeweiligen Umsetzungspraxis, die nicht zuletzt auf Unsicherheiten und sicher auch Befürchtungen hinsichtlich der rechtlichen Konsequenzen der eingegangenen Verpflichtungen zurückzuführen sind. Der Band kommt dem Bedarf an juristischer Orientierung entgegen und zeigt die Leistungsmöglichkeiten wie auch die Grenzen der Charta. Der „Handkommentar“ folgt in seiner Struktur der Architektur der Charta. Die einzelnen Beiträge bieten praktische Beispiele und konkrete Probleme, eine umfassende Darstellung der Mechanismen der Charta, wobei das Ganze in den breiteren völkerrechtlichen Zusammenhang eingebettet wird. Als Adressaten können die Sprachwissenschaft, die Justiz, die Politik und nicht zuletzt die Sprecher der Nicht-Staatssprachen und ihre Organisationen gelten.

Der Band zeigt, wie auf geradezu mustergültige Weise, auch in der wissenschaftlichen Begleitung der Nacharbeit, die auf ihre Ratifizierung folgte, die Bundesrepublik Deutschland mit diesem Herzstück des Minderheitsrechts umging. Dass der Auftakt dieser Besprechung mit einer etwas breit geratenen Auseinandersetzung mit den Zuständen im benachbarten Frankreich beginnt, liegt sicher am Tätigkeitsfeld und wissenschaftlichen Interessengebiet des Rezensenten, soll aber auch zeigen, wie wenig selbstverständlich der sorgsame Umgang mit Sprachminderheiten ist. Mit der

Ausarbeitung dieser Charta hat sich der Europarat ein historisches Verdienst erworben, das sich auch in der Zukunft und nicht nur in Mittel- und Osteuropa als wirksam erweisen kann und sollte.

Strasbourg/Marburg

FRÉDÉRIC HARTWEG

SIMON KASPER (2015): *Instruction Grammar. From Perception via Grammar to Action*. Berlin/Boston: De Gruyter Mouton. xxvii, 530 S. (Trends in Linguistics. 293). € 129,95

SIMON KASPERS Buch ist der ambitionierte Versuch, für die Form-Inhalts-Zuordnung in der Sprache – also dem Thema der Sprachwissenschaft schlechthin – eine Alternative zur „Chomsky-Linguistik“ auf der einen und zur Kognitiv-Funktionalen Linguistik auf der anderen Seite zu entwerfen. Die Struktur des Buches ist dementsprechend komplex, die Ausführungen holen weit aus und nehmen in vielen Teilen Bezug auf weit über die Sprachwissenschaft hinausgehende philosophische, soziologische, psychologische und medizinisch-biologische Positionen und Debatten. KASPER ist sich der Komplexität wohl bewusst und begegnet ihr mit vorausweisenden Zusammenfassungen und resumptiven Zwischenfazits am Anfang und Ende von Kapiteln, vielen expliziten Querverweisen, Auszeichnung zentraler Begriffsbestimmungen durch Fettsatz, zwei Glossaren, einem Sachregister und zahlreichen Abbildungen im laufenden Text (deren Verzeichnis allein sechs Seiten füllt), die allerdings zum Teil wiederum sehr komplex und wegen eigens entworfener Symbolik manchmal nur mit Hilfe spezifischer Zeichenerklärung verständlich sind. Das Werk ist also eine wirklich anspruchsvolle Lektüre, für die Leser die richtige Einstellung mitbringen sollten.

Thema des Buches ist die Fähigkeit zur Zuordnung von Verb-Komplement-Strukturen zu semantischen Inhalten in einer grammatisch wohlgeformten und pragmatisch angemessenen (das heißt erfolgreichen) Weise, kurz „linking competence“, und zwar exemplifiziert am Deutschen. Die vorgeschlagene Theorie trägt den Namen „Instruction Grammar“, weil Äußerungen als Instruktionen des Sprechers verstanden werden, wie der Hörer die in den Äußerungen beschriebenen Zustände, Ereignisse oder Handlungen zu konzeptualisieren hat (S. 210).

In Teil I, „Research Programme“ (S. 25–95) steckt KASPER die Koordinaten seines auf die Erforschung dieser Kompetenz bezogenen Programms ab. Ein „Forschungsprogramm“ ist demnach grundsätzlich bestimmt von einem Modell, das aus unterschiedlichen Annahmen besteht, welche empirisch überprüfbar sind und praktischen Zwecken (das heißt der Beantwortung konkreter Forschungsfragen) dienen (S. 36). KASPER hält einen neuen Ansatz zur Erforschung der „linking competence“ trotz der Ergebnisse und Methoden der Kognitiv-Funktionalen Linguistik (begründet vor allem durch Arbeit von LAKOFF, TALMY, LANGACKER, vergleiche S. 28) für notwendig, weil sich die Kognitiv-Funktionale Linguistik selbst gar nicht als Modell oder wohldefinierte Theorie verstehe, sondern nur als die Summe verschiedener ähnlich gerichteter Forschungsinteressen (S. 41) auf der Basis von Annahmen, die KASPER nur partiell teilt (S. 47–52). Von der von CHOMSKY begründeten Generativen Tradition unterscheidet sich KASPERS Ansatz vor allem dadurch, dass „Wohlgeformtheit“ oder „Grammatikalität“ nicht als reines Kompetenzphänomen konzeptualisiert wird, sondern auch gebrauchsbefugten. Akzeptable Äußerungen sind demnach nicht nur durch innere Wohlgeformtheit ausgezeichnet, sondern auch durch positives Feedback der Interaktionspartner bestimmt (S. 58–59): „This makes grammaticality a social convention [...] that is dependent on the success or failure of communication due to the form of utterances.“ (S. 60) Für den Sprachverwender bedeutet das: Die Produktion (und Dekodierung) wohlgeformter Äußerungen verlangt nicht nur eine (im engeren Sinne) grammatische, sondern auch eine pragmatische Kompetenz (vergleiche S. 62). Für den Sprachwissenschaftler: Wohlgeformtheit kann nur bestimmt werden, wenn Informationen über das Rückmeldeverhalten der Interaktionspartner einbezogen werden.

In Teil II, „Grounding the linking competence in sub-competences“ (S. 97–309) geht es um die Voraussetzungen der Fähigkeit zur Zuordnung von sprachlichen Formen zu semantischen

Inhalten („linking competence“) in Perception und Konzeptualisierung. Perception ist dabei, ganz im Sinne philosophischer Bestimmungen, bereits ein aktiver Prozess, den KASPER in inhärent unterspezifizierte Wahrnehmung (S. 105) und Identifizierung unterteilt. Wahrnehmung meint hier die Stimulierung von Sinnesorganen („sensation“, S. 106–123), während Identifizierung die Einordnung der Stimuli in den individuellen bzw. kollektiven Wissens- und Verstehenshorizont bedeutet (S. 129). Auf der nächsten Stufe im Prozess steht die Konzeptualisierung als „simulierte Perception“ (S. 132). Beides, Identifizierung und Konzeptualisierung, ist auch von den Interessen der Interaktionsteilnehmer abhängig („purpose-driven“, S. 162), welche dann natürlich entscheidend für das sprachliche Handeln sind, das im Sinne der „Instruction Grammar“ den Hörer zu einer bestimmten simulierten Perception instruieren, das heißt von der Sicht des Sprechers auf die beschriebenen Zustände, Ereignisse oder Handlungen überzeugen soll. Hier kommt als weiteres wichtiges Theorieelement die Attribuierung von Verantwortlichkeit für Zustände oder Ereignisse hinzu, die dadurch zu Handlungen werden (S. 174). Ausführlich wird die Konzeptualisierung von zeitlichen (S. 280–305) und vor allem räumlichen Relationen behandelt (S. 206–279), letztere in der Begrifflichkeit von „figure/ground“ (Wahrnehmungsebene) bzw. „trajector/landmark“ (Konzeptualisierungsebene), also bewegliche Objekte vor fixiertem Hintergrund. In der sprachlichen Kodierung – im Deutschen, daneben auch englische Beispiele – besteht ein systematischer Zusammenhang zwischen dieser räumlichen Konzeptualisierung und der syntaktischen Struktur. Beispiel: Die syntaktische Struktur *[The ball]_{NP, agr, nom} [rolls]_V [into]_P [the room]_{NP, oblique}* ist die Instruktion zu einer räumlichen Konzeptualisierung, in der sich ein bestimmter Ball („trajector“) als kleines bewegliches Objekt in einen bestimmten Raum („landmark“) im Sichtfeld des Sprechers bewegt, wobei ‘Ball’ als NP im Nominativ und in Kongruenz zum Verb kodiert wird, während ‘Raum’ als NP in einem anderen Kasus steht (S. 216–217). Verb und Präposition spezifizieren die Bewegung. Für das Verhältnis zwischen Konzeptualisierung und Syntax postuliert KASPER „diagrammatische Ikonizität“ (S. 235). (Die wesentlichen und im Buch behandelten deutschen Verb-Komplement-Strukturen zur Instruktion zu räumlichen Konzeptualisierungen sind in Tabelle 3.8 [S. 274–276] zusammengestellt.)

Teil III, „The linking competence“ (S. 311–468), ist der sprachwissenschaftliche Kern des Werkes. Einleitend stellt KASPER eine grundsätzliche Unterspezifiziertheit sprachlicher Form in Bezug auf semantische Inhalte fest (S. 314), durch die der Eindruck gegenseitigen Verstehens eine Hypothese bleibt, welche im Verlauf der Interaktion durch negatives Rückmeldeverhalten jederzeit widerlegt werden kann (S. 313–317). Im Folgenden (S. 317–364) wird der Beitrag der verschiedenen formalen Signalisierungssysteme zur Instruktion zur Simulierung der Perception durch die hier behandelten Verb-Komplement-Strukturen – im Deutschen – diskutiert. Relevante Signalisierungssysteme sind syntaktische Muster (also etwa NP_{nom}-V oder NP_{nom}-V-NP_{akk}), die Flexionsmorphologie (Morphologie von Kasus und Subjekt-Prädikat-Kongruenz) und die Reihenfolge der Konstituenten. Dabei gilt, dass die einzelnen Formen sofort nach ihrer Übertragung vom Hörer dekodiert werden, noch bevor die Äußerung abgeschlossen ist (S. 317). Der Hörer stellt während des Verarbeitungsprozesses Hypothesen bezüglich des vollständigen Inhalts der Äußerung auf, die gegebenenfalls im weiteren Verlauf der Verarbeitung revidiert werden. Die Möglichkeiten der Entwicklung von Zustands-, Ereignis- oder Handlungsbeschreibungen, die durch die einzelnen Elemente des syntaktischen Musters (etwa durch eine äußerungsinitiale NP) eröffnet werden, bezeichnet KASPER als „affordances“ (vergleiche S. 148). Morphologische Kongruenzmarker können die Zahl der möglichen Interpretationen einschränken, tun das aber nicht in jedem Fall (S. 330–332): So bleibt in der Äußerung (a) [...] *dass die Frau das Mädchen sieht* trotz der Kongruenzmarker unklar, wer wen sieht, während in (b) [...] *dass die Frauen das Mädchen sehen* die thematischen Rollen durch Numeruskongruenz (Plural) ausschließlich von *Frauen* mit *sehen* formal klar symbolisiert werden. Die Reihenfolge der Konstituenten kann im Deutschen dagegen nicht klar disambiguieren: Zwar gibt es in (a) eine Tendenz, in der ersten NP (*die Frau*) den Experiencer zu identifizieren, in der zweiten (*das Mädchen*) das Thema – obligatorisch ist das aber nicht (S. 333). Ein weiteres relevantes Signalisierungssystem im Deutschen ist die Kasusmorphologie. In Beispiel (a) ist die Bestimmung der Kasus der NPs wegen Synkretismen im Paradigma der Artikel im Femininum und Neutrum zwar ohne weitere

Informationen nicht möglich. In der Äußerung (c) [...] *dass den Mann das Mädchen sieht* sind die Rollen wegen des Akkusativs der ersten NP (*den Mann*) dagegen formal eindeutig kodiert. Dieser Umstand ermöglicht dem Deutschen eine vergleichsweise freie Wortstellung (S. 345). Die Ambiguität formal unterspezifizierter Konstruktionen kann durch nicht-formale Merkmale reduziert werden: Vor den bekannten Hierarchien zu Animiertheit und Individuation postuliert KASPER hier vor allem eine „responsible causer preference“ (S. 366), das heißt ein kognitives Prinzip, nachdem Hörer in der ersten NP den bewirkenden Faktor bzw. die handelnde Person erkennen wollen, sofern die semantischen Merkmale der NP das zulassen – was die Tendenz erklärt, in *die Frau* den Experiencer in Beispiel (a) zu identifizieren. Die vorletzten Kapitel von Teil III stellen die Synthese alles Vorstehenden dar und zeigen, wie die „linking competence“ in der verbalen Interaktion im Deutschen tatsächlich funktioniert (S. 375–456). Das abschließende Kapitel „Future prospects: predictions and consequences“ (S. 456–467) schlägt den Bogen zurück zum „Forschungsprogramm“ und zu den Anforderungen an linguistische Theorien und Modelle, indem eine Reihe von Voraussagen formuliert wird, die empirisch falsifizierbar sind, zum Beispiel, „if a language hypostatizes states, relations, quantifications etc. by using nominal expressions for them, it has also nominal expressions for ‘true’ objects in sensation/conceptualization.“ (S. 460).

Fazit: KASPERs Werk ist durch einen umfassenden theoretischen Anspruch gekennzeichnet, der aus der vorstehenden Inhaltsangabe nur ansatzweise hervorgeht. Der Autor steht damit in einer typisch deutschen Tradition des Entwurfs großer Theoriegebäude, und inhaltlich ist hier tatsächlich eine Koordinate gesetzt, der man breite Rezeption wünscht. Andererseits liegt im weiten Ausholen und in vielen kleinteiligen Argumentationen auch die Problematik des Werkes. Die Lektüre ist sehr anspruchsvoll, nur sehr determinierte Leser werden das Werk wirklich von Anfang bis Ende durcharbeiten. Es wäre der Verbreitung der Theorie sicherlich zuträglich, wenn KASPER die wesentlichen Aspekte auch in einer kompakteren Form zugänglich machen würde, gerade auch für die englischsprachigen Kreise, denen KASPER eine Alternative zur Generativen und Kognitiv-Funktionalen Linguistik anbietet, die aber andere Schreibstile und Lesegewohnheiten haben. Stärker unterstreichen sollte man vielleicht auch den Umstand, dass die Theorie auf Analysen des Deutschen beruht, was im Teil III gut sichtbar wird, in den programmatischen Ausführungen zu Beginn des Buches aber nicht so deutlich ist. Ob und inwieweit sich die Beschreibungen wirklich generalisieren lassen, etwa für periphere indogermanische Sprachen (zum Beispiel Armenisch) oder gar für andere Sprachfamilien, ist eine empirische Frage, wie KASPER ja auch im den Teil III abschließenden Kapitel deutlich macht (siehe oben). Explorationen zum Thema in anderen Sprachen sind in jedem Fall lohnende Projekte.

Verona

STEFAN RABANUS

E-Mail-Adresse des Autors: <stefan.rabanus@univr.it>

ROLAND KEHREIN / ALFRED LAMELI / STEFAN RABANUS (Hg.) (2015): *Regionale Variation des Deutschen. Projekte und Perspektiven*. Berlin/Boston: De Gruyter. 670 S. € 179,95

Dieses Werk darf als ein Meilenstein auf dem Weg zur regionalsprachlichen Erforschung des Deutschen bezeichnet werden. Insgesamt 26 „Projekte und Perspektiven“ werden in den anschaulich präsentierten Beiträgen vorgestellt, von einer forschungsgeschichtlich-zukunftsorientierten Betrachtung der Herausgeber des Bandes eingeleitet. Der kennzeichnende Reichtum an regionalen Varietäten des Deutschen konnte trotz der stets sich vollziehenden Wandelprozesse bis ins 19. Jahrhundert prinzipiell erhalten bleiben, was dann auch die ältere Dialektologie wesentlich bestimmte – unter praktischer Ausklammerung durchaus vorhandener weitergehender stadtsprachlicher Entwicklungen. Erst die neueren Bedingungen gesellschaftlich-sozialer, technischer oder politischer Art führten sowohl in den lokalen Basisdialekten als auch regional übergreifend im sprachdynamisch geprägten Kontakt der verschiedenen Sprachlagen zu weitreichenden Veränderungen, die neue Forschungsperspektiven und Fragestellungen eröffnet haben. Die daraus

Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, LXXXV. Jahrgang, Heft 1 (2018)
© Franz Steiner Verlag Stuttgart

abgeleiteten einzelnen Beiträge sind nach einer durch die Herausgeber vorgegebenen dreigliedrigen Grundstruktur angelegt, wobei zunächst über den untersuchten Gegenstand, die methodischen, organisatorischen oder auch theoretischen Vorgaben sowie über die angestrebten Ziele der Untersuchung informiert wird; dann werden inhaltliche Perspektiven und bisher erreichte Ergebnisse als fachfördernde Erkenntnisse diskutiert; schließlich wird auf weiterführende bzw. zukünftige Forschungsdesiderate hingewiesen. Durch diesen Dreiklang der Projekt- und Perspektivenbeschreibung wird dem Rezipienten nicht nur eine willkommene Vergleichbarkeit der Ansätze geboten, sondern auch und insbesondere die mehr oder weniger ausgeprägte thematische Vernetzung derselben veranschaulicht. Letztere wird durch eine hilfreiche Grafik visualisiert, die schon auf dem Buchdeckel wiedergegeben ist.

Zu Beginn werden eher traditionell konzipierte Projekte der Dialektdokumentation vorgestellt. Das trifft zu für den auf 50 Bände angewachsenen „Bayerischen Sprachatlas“, über den HORST HAIDER MUNSKE detailliert berichtet (S. 1–27). Damit ist zusammen mit den Sprachatlanten der deutschen Schweiz, Südwestdeutschlands und Vorarlbergs der gesamte oberdeutsche Dialektraum vorbildlich abgebildet und für die weitere Forschung bereitgestellt. In zwei Teilprojekten sind zudem soziolinguistische Fragestellungen in den Mittelpunkt gerückt. – In dem von HEIKO GIRNTH beschriebenen „Mittelrheinischen Sprachatlas“ wird dieser neue Ansatz projektbestimmend, was durch den Untertitel „Bidimensionalität und Sprachdynamik“ signalisiert wird (S. 29–51). Hier werden erstmals durchgreifend neben der Berücksichtigung der „monodimensionalen Tradition der deutschen Regionalatlanten“ die „Grenzen zwischen Diastratik und Diatopik“ (S. 29) aufgehoben. – Über das ebenfalls abgeschlossene Projekt „Untersuchungen zur Struktur und Funktion regionalspezifischer Intonationsverläufe im Deutschen“ berichten JÖRG PETERS, PETER AUER, PETER GILLES und MARGRET SELTING (S. 53–80). Das zugrunde liegende Material bilden hier „die wichtigsten Dimensionen der regionalen Variation der Intonation städtischer Varietäten in allen Großregionen des bundesdeutschen Sprachraums“ (S. 53). Ist damit also die traditionell vernachlässigte oder ausgeklammerte Stadtsprache in einem besonderen Aspekt der eigentliche Forschungsgegenstand, so gilt das auch für einen weiteren wichtigen traditionell praktisch unbeachteten Gegenstand, nämlich die Dialektsyntax. – Der folgende Beitrag widmet sich dem Thema „Dialektsyntax des Schweizerdeutschen“ von ELVIRA GLASER und GABRIELA BART mit dem Ziel der Erarbeitung des „Syntaktischen Atlas der Deutschen Schweiz“ (S. 82–107). – Zwei weitere Projekte widmen sich ebenso syntaktischen Strukturen, so der auf indirekt und direkt erhobenem und analysiertem Datenmaterial beruhende Beitrag „Syntax hessischer Dialekte“ von JÜRIG FLEISCHER, ALEXANDRA N. LENZ und HELMUT WEISS (S. 261–287), ferner der im Rahmen der generativen Grammatik konzipierte Aufsatz „Syntax des Alemannischen. Tiefenbohrungen in einer Dialektlandschaft“ von ELLEN BRANDNER (S. 289–322), wobei das Material vornehmlich indirekt erhoben wurde. – Besonders aufschlussreich ist der Beitrag „Der Atlas der deutschen Mundarten in Tschechien“ von ARMIN R. BACHMANN (S. 109–127), für den sozusagen in letzter Minute das Material bei den noch lebenden Mundartsprecher(inne)n erhoben werden konnte. Dieser Beitrag schließt sich insofern auch an die voraus erwähnten Beiträge an, als von den insgesamt sieben geplanten (bereits zwei publizierten) Bänden der fünfte auch syntaktischen Phänomenen gewidmet ist. – Bereits sehr gut bekannt und vielseitig genutzt ist „Der Digitale Wenker-Atlas“, der als „umfassendes Dokumentations- und Forschungsinstrument zu den Dialekten des Deutschen“ (S. 134) mit ausgewählten Beispielen und in Konfrontation mit neueren Daten (auch Tonbandaufnahmen) von ALFRED LAMELI, CHRISTOPH PURSCHKE und STEFAN RABANUS als vom Marburger Sprachatlas entwickeltes und genutztes Projekt übersichtlich beschrieben wird (S. 129–156).

Die weiteren Beiträge bieten ein vielfältiges Spektrum regionaler Sprachvariation und (neuer) Methoden zu ihrer Erforschung. Dabei geht es um phonologische, prosodische, dialektometrische, kontaktbedingte, alltagssprachliche, allgemeingrammatische und weitere Aspekte bis hin zu onomastischen Perspektiven, wobei auf vorhandene oder neu erhobene Daten Bezug genommen wird. Diese Vielfalt sei durch die Nennung der einzelnen Beiträge mit nur gelegentlichen Kommentaren kurz dokumentiert:

„Phonologischer Wandel am Beispiel der alemannischen Dialekte Südwestdeutschlands im 20. Jahrhundert“ von TOBIAS STRECK (S. 157–171). – „Neue Dialektometrie mit Methoden der

stochastischen Bildanalyse“ von SIMON PRÖLL und sechs weiteren Autoren (S. 173–194), wobei die neuen Analysemethoden als „Erweiterung des zur Verfügung stehenden Methodenrepertoires“ verstanden werden (S. 192) und mit Hilfe eines speziell entwickelten Softwarepakets umgesetzt werden können. – „Quantitative Ansätze zu einer Sprachgeographie der schweizerdeutschen Prosodie“ von BEAT SIEBENHAAR (S. 195–217). – „Untersuchungen zur Sprachsituation im thüringisch-bayerischen Grenzgebiet“ von RÜDIGER HARNISCH (S. 219–240), wobei der interessanten Frage nachgegangen wird, ob die politische Spaltung zu neuen Dialektgrenzen geführt hat. Hierzu gehört der Beitrag „Auswirkungen der Staatsgrenze auf die Sprachsituation im Oberrheingebiet“ von PETER AUER und drei weiteren Verfasser(inne)n (S. 323–347). – „Der Audioatlas Siebenbürgisch-Sächsischer Dialekte [...]. Ein Online-Korpus mit kartographischen Funktionen“ von THOMAS KREFELD, STEPHAN LÜCKE und EMMA MAGES (S. 241–260). – „Fundierung linguistischer Basiskategorien [...]. Agens-Defokussierung und Diathese in den deutschen Regionalsprachen“ von SIMON KASPER und ALEXANDER WERTH (S. 349–377). Von den acht Teilprojekten werden erste Ergebnisse zu zwei Projekten („Phonologisches Wort“ und „Form-Inhalt-Beziehung“) vorgestellt, wobei auch Neuro-, Psycholinguistik und Sprachtheorie einbezogen sind. – „Gesprochene Standardsprache im Deutschschweizer Alltag“ von HELEN CHRISTEN, INGRID HOVE und MARINA PETKOVA (S. 379–396). – „Sprachvariation in Norddeutschland“ von MICHAEL ELEMENTALER und fünf weiteren Autor(inne)n (S. 397–424), wobei es sich um fünf an sechs Universitäten angesiedelte Teilprojekte handelt. – „Regionalsprache.de“ von BRIGITTE GANSWINDT, ROLAND KEHREIN und ALFRED LAMELI (S. 425–457); das in sechs Arbeitsgruppen am Deutschen Sprachatlas unter Obhut der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur strukturierte zentrale Projekt dokumentiert und analysiert „wesentliche Aspekte“ der „horizontalen und vertikalen Variationskomplexe“ sowohl an vorhandenen als auch an rezent erhobenen Datenmengen (S. 427). – „Südtirol zwischen Ortsdialekten und Sprachkontakt – DIAGRAMM und KONTATTO“ von SIMONE CICCOLONE und RITA FRANCESCHINI (S. 459–488). – „Deutsch heute“ und der *Atlas zur Aussprache des deutschen Gebrauchsstandards*“ von STEFAN KLEINER (S. 489–518). – „Atlas zur deutschen Alltagssprache“ von ROBERT MÖLLER und STEPHAN ELSPASS (S. 519–539). – „Variantenwörterbuch des Deutschen (VWB) – NEU“ von HANS BICKEL, LORENZ HOFER und SANDRA SUTER (S. 541–562). – „Variantengrammatik des Standarddeutschen“ von CHRISTA DÜRSCHIED und STEPHAN ELSPASS (S. 563–584). – „Wahrnehmungsdialektologie – Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien“ von MARKUS HUNDT, NICOLE PALLIWODA und SASKIA SCHRÖDER (S. 585–620). – „Ländere“: Die Urschweiz als Sprach(wissens)raum“ von HELEN CHRISTEN und drei weiteren Verfasserinnen (S. 621–643), wobei das Verb *ländere* die Bedeutung ‚in Sprache und Sitten den Bewohner der „Länder“ verraten‘ und hier auf die Ur- oder Innerschweiz bezogen wird. – „Der Deutsche Familiennamenatlas“ von DAMARIS NÜBLING und MIRJAM SCHMUCK (S. 645–663). Dieser letzte Beitrag scheint von seiner Platzierung her als Anhängsel, ist es allerdings wegen seines Inhalts und seiner interdisziplinären Potenz keineswegs. Die Familiennamen bieten in ihrer circa fünfhundertjährigen Geschichte und geographischen Entwicklung ein unschätzbares Material für die historische Dialektologie. Phonologie, Morphologie, Lexikologie und das Entwicklungsumfeld werden so wesentlich befruchtet, wie bisherige Studien eindrucksvoll aufgezeigt haben und künftighin weiter dokumentieren werden. Hier ergeben sich für die Dialektologie leider noch zu wenig genutzte Möglichkeiten der Forschung. Die bisher vorgelegten und weiter geplanten Bände stellen ein hervorragendes Forschungsinstrument dar, wie das exemplarisch an Verbreitungskarten veranschaulicht wird. Im Übrigen wäre auch die Ortsnamenforschung mit ihrer partiell viel größeren historischen Quellentiefe beizuziehen.

Die einzelnen Beiträge dieses Bandes bieten willkommene Literaturverzeichnisse, öfters Karten, Graphiken oder Tabellen. Ein Stichwortverzeichnis am Schluss erschließt den Reichtum der Darstellungen. Insgesamt dokumentieren die Beiträge in anschaulich-informativer Weise den aktuellen Stand der regionalsprachlichen Forschung des Deutschen. Das wird in der Einleitung treffend ausgedrückt: „In ihrer Summe verdeutlichen die Beiträge eine enorme Zahl von Fragestellungen in allen Bereichen der Grammatik bzw. auf allen Ebenen des Sprachsystems. Deutlich wird dabei eine stattliche Breite hinsichtlich der theoretischen Zugänge und der Wahl der Methoden, mit der die individuellen Ziele erreicht werden sollen.“ (S. VI). Die Herausgeber

haben den Band JÜRGEN ERICH SCHMIDT und JOACHIM HERRGEN gewidmet, die nicht nur wichtige Projekte verfolgen, sondern mit ihrer Sprachdynamiktheorie den allgemein gültigen Rahmen der Regionalsprachenforschung abgesteckt haben.

Schierensee/Kiel

FRIEDHELM DEBUS

E-Mail-Adresse des Autors: <friedhelm-debus@t-online.de>

ALEXANDRA N. LENZ/LUDWIG MAXIMILIAN BREUER/TIM KALLENBORN/PETER ERNST/MANFRED GLAUNINGER/Franz PATOCKA (Hg.) (2017): Bayerisch-Österreichische Varietäten zu Beginn des 21. Jahrhunderts – Dynamik, Struktur, Funktion. 12. Bayerisch-Österreichische Dialektologentagung. Stuttgart: Steiner. 504 S. (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 167). € 70,–

Ein sechsköpfiges Team veranstaltete unter Anführung von ALEXANDRA N. LENZ im September 2013 in Wien die 12. Bayerisch-Österreichische Dialektologentagung. Nachdem bereits die angemeldeten Referate begutachtet und ausgewählt worden waren, verblieben mehr als 60 Vorträge. Von den dann nur zum Teil eingereichten ausgearbeiteten Beiträgen wurden nach einem neuerlichen mehrstufigen Begutachtungs- und Selektionsverfahren 27 Beiträge zur Publikation angenommen. Sie werden in 6 Blöcken thematisch zusammengefasst: 1. Grammatik im Fokus (5 Beiträge) – 2. Städte im Fokus (7 Beiträge) – 3. Standard(s) im Fokus (3 Beiträge) – 4. Wandel im Fokus (4 Beiträge) – 5. German Abroad (5 Beiträge) – 6. Typologische Aspekte (2 Beiträge). Angeschlossen ist als Anhang ein Arbeitsbericht. Da es wegen des hier beschränkten Umfangs nicht möglich ist, alle Beiträge zu besprechen, und im Vorwort ALEXANDRA N. LENZ ohnehin kurze Charakterisierungen aller Beiträge bringt, seien einige exemplarisch herausgegriffen.

Im ersten Themenblock behandelt HELMUT WEISS programmatisch „Dialektsyntax – Status und Relevanz eines modernen Forschungsfeldes“. Hier werden nicht nur dialektgeographische Syntaxprojekte in Hessen, der Schweiz und in den Niederlanden vorgestellt, sondern überhaupt gezeigt, dass trotz jahrelangem Zweifel an Syntaxgeographie diese zu einsichtigen Ergebnissen führt und sich Arealbildungen ergeben. Ebenso wird vorgeführt, dass Unterschiede bestehen zwischen der Syntax der gesprochenen Sprache und der von Dialekten.

Ein weiterer Beitrag von RÜDIGER HARNISCH „Räumliche Ausdrücke in osthochdeutschen Dialekten – morphosemantisch, syntaktisch, textfunktionell“ behandelt räumliche Adverbien, Präpositionen und Adjektive im Bairischen, Ostfränkischen und Ostmitteldeutschen. Wurden bisher unter Aspekten der strukturellen Loko-Semantik die Grundmorpheme dieser Wortklassen und die obligatorischen morphologischen Kodierungen der Sprecherperspektive von Orts- und Richtungsadverbien diskutiert, so wird nun gezeigt, dass in räumlichen Ausdrücken weitere morphologische Strukturen enthalten sind. Sie haben ihren Grund darin, dass über die semantische Differenzierung nach der Sprecherperspektive hinaus auch nach den Kategorien „dynamisch“/„statisch“ und „Wortart“ auf loko-morphologische Weise unterschieden wird. Solche Distinktionen von Adverbien werden zum Teil auf die mit anderen loko-syntaktischen Funktionen ausgestatteten Präpositionen übertragen. Die morphosemantische Differenziertheit wird auch textualitätstiftend genutzt, indem sie zur thematischen Steuerung von beschreibenden und erzählenden Texten beiträgt. Dies wird in drei Kapiteln anhand zahlreicher Beispiele ausführlich dargelegt und dann daraus Schlüsse gezogen hinsichtlich der Auswirkungen auf die Sprachwandeltheorie, die Sprachbautypologie und die Zeichentheorie.

IGOR TROST bemüht sich in seiner Untersuchung der „Vergangenheitstempora in Erzähltexten aus dialektalem Spontangesprächsmaterial unter dem Einfluss des Präteritumschwunds“ zu zeigen, dass das weiterhin bestehende einfache Präteritum *war* in zeitlicher Vergangenheitsperspektive durativ eingesetzt wird, während das zusammengesetzte Perfekt *ist gewesen* und sein vorzeitiges Plusquamperfekt *war gewesen* Abgeschlossenheit des Geschehens ausdrücken. Damit können in Erzähltexten nicht nur ein temporärer und aspektueller Gegensatz ausgedrückt, sondern auch besprochene und erzählte Welt verdeutlicht werden.

Aus dem zweiten Themenblock seien zwei experimentalphonetische Untersuchungen herausgegriffen. Ein von FLORIAN POKORNY angeführtes fünfköpfiges Grazer Team leistet einen „Beitrag aktueller instrumentalphonetischer Methoden zur Dialektbeschreibung: *e*-Realisationen in Graz“. Dafür wurden von drei weiblichen und drei männlichen Sprecher(inne)n im Alter von 20–24 Jahren mit Maturaabschluss – also städtische Mittelschicht – 13 Wörter mit kurzem und 10 Wörter mit langem *E* in „stadtsprachlicher“ Realisierung abgefragt. Darunter befinden sich gegenüber den <e>-Schreibungen die Wörter *Blätter*, *Gläser* und *Häferl* mit <ä>-Schreibung, die, wie die Abbildungen 5 und 6 zeigen, bei der Untersuchung ausgeklammert wurden, obwohl in Österreich die Schreibunterschiede keine Verschiedenheit in der Aussprache verursachen. Trotz geringen Aussprachschwankungen im Öffnungsgrad ergibt sich einheitliches offenes [ɛ] bei Kürze und geschlossenes [e:] bei Länge, wenn der Öffnungsunterschied insgesamt auch nicht groß ist und die einzelnen Realisierungen etwas schwanken. Das gilt auch für die Wörter *Geld*, *Gelse* und *Kelch*, die bei Dialektrealisierung aber offenes [œ] aufweisen müssten. Vielmehr handelt es sich um Umgangs- bis Standardsprache, wie sie von der städtischen Mittelschicht weithin gesprochen wird, was, wie die Überschrift des Beitrags und die Einleitung mit Bezug auf EBERHARD KRANZMAYERS „Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes“ (1956) zeigt, nicht erkannt wird. Das ist auch der Fall, wenn es abschließend heißt, dass diese Ergebnisse „in scharfem Kontrast zu KRANZMAYERS lauthistorischer Beschreibung der Situation im Bairischen Dialektraum der 1940er und 1950er Jahre stehen“ (S. 160), der für den Dialekt vier *E*-Qualitäten [e] : [ɛ] und [e:] : [ɛ:] mit unterschiedlichen diachronen Bezügen zu den mittelhochdeutschen Grundlagen konstatiert, die dialektal heute noch gelten. Städtische Umgangssprache aber kann nicht als „Dialekt“ eingestuft werden.

Diesbezüglich richtig urteilt die verwandte Studie von JULIA BRANDSTÄTTER und SYLVIA MOOSMÜLLER „Die Distinktion von standardsprachlichem /e/ und /ɛ/ im Lichte der mittelbairischen ‚E-Verwirrung‘“, wobei angenommen wird, dass der von EBERHARD KRANZMAYER (1953) konstatierte dialektale Wiener Zusammenfall von /e/ und /ɛ/ in halboffenes mittleres /ɛ/ bei Kürze und Länge auch in die Standardsprache übertragen wird, was jedoch nicht der Fall ist. Vielmehr zeigen die experimentalphonetischen Untersuchungen von je acht Sprecher(inne)n der Altersgruppen 18–24 und 45–59 Jahren, dass unterschieden wird und zwar bei den älteren wesentlich deutlicher als bei den Jüngeren, bei denen sich allerdings die beiden *E*-Qualitäten nähern und teilweise auch neutralisiert werden. Festgestellt wird dies anhand der Dauer und der Vokalformanten F1–F3 von insgesamt 854 *E*-Realisierungen. Leider werden keinerlei Beispiele zur Veranschaulichung geboten. Diese umgangssprachlich/standardsprachlichen Unterscheidungen von kurzem [ɛ] und langem [e:] haben allerdings nichts mit der dialektalen diachronen „e-Verwirrung“ zu tun, bei der sich ein Teil der Beispiele mit mhd. *ë* als geschossenes [e]/[e:] den Entsprechungen von mhd. *e* (Primärumlauts-*e*) anschließt, während ein anderer Teil die offenen Qualitäten [ɛ]/[ɛ:] bewahrt.

Angeschlossen werden kann hier aus dem dritten Themenblock STEFAN KLEINERS Analyse „F1/F2-Diagramme als Darstellungsmittel bairisch geprägter standardsprachlicher Vokalsysteme“ aus neun österreichischen, südtirolischen und bayerischen Städten, wobei KLEINER besonders die kurzen Mittelzungenvokale und die steigenden Diphthonge beobachtet. Auffällig ist in Österreich die bekannte relativ vordere Artikulation der nahe beieinander liegenden palatalen Hoch- und Mittelzungenvokale, wobei in Eisenstadt kurzes offenes /ɛ/ und geschlossenes langes /e:/ unterschieden werden, während sie in Linz und Graz zusammenfallen, also ein von der Grazer Studie abweichendes Ergebnis. Ferner weiß man, dass heute in Südtirol nicht nur /ɛ/ und /e:/ deutlich unterschieden werden, sondern bei den Jüngeren durch schulische Erziehung auch sehr offenes /ɛ:/ für mhd. Dehnungs-*ä* und *æ*. Trotz <ä>-Schreibung bewahren *schlägt* und *Gläser* die mhd. Dehnungs-*ë* entsprechende geschlossene Realisierung [e:], die überall auf *später* übertragen worden ist. Diese Unterscheidung gilt auch in Bayern, während in Nordtirol mit einzelnen Ausnahmen in österreichischer Weise Zusammenfall herrscht. Ferner unterscheidet Bayern im Gegensatz zu Österreich in jüngeren Fremdwörtern wie *Plastik*, *Akte*, *Afrika*, *Skala* standardsprachlich helles [a]/[a:] gegenüber dunklem [ɔ]/[ɔ:] in Erbwörtern wie in *Tasche*, *packt*, *Wappen*, *Rat*, *Straße*, *Braten*, wovon es in Nord- und Südtirol noch Reste gibt, während sonst in Österreich einheitliche [a]/[a:]-Aussprache gilt.

Im vierten Themenblock vergleicht FRANZ PATOCKA Beispiele aus dem für den „Deutschen Sprachatlas“ (DSA) in den 1930er Jahren in Österreich in indirekter Methode aufgezeichneten Wenker-Sätzen mit den in den 1990er Jahren direkt erhobenen Dialektausdrücken für den „Sprachatlas von Oberösterreich“ (SAO). Bedenkt man, dass für den SAO bäuerliche Sprecher der ältesten Generation der 60–80-Jährigen aufgenommen wurden, so handelt es sich um jene Generation, die als Schüler die Angaben für den DSA lieferten. Umso überraschender sind die Unterschiede beim Vergleich ausgewählter Karten wie „ich/er/man muss“ mit [mūv] im SAO und nur teilweise entsprechenden Angaben im DSA gegenüber häufigeren <muaß>-Schreibungen. Ähnlich verhält sich [b̥r̥i] : <Berg> für ‘Berg’, während die palatovelaren Aussprachen [ḡ, qu, ɸo] für mhd. ô im Inn- und Hausrückviertel und im südlichen Salzkammergut schriftlich nur schwer fassbar sind. Erklärt werden können diese Divergenzen vor allem damit, dass die Schüler als Gewährspersonen oder die Lehrer als alleinige Bearbeiter der DSA-Fragebögen die durchschnittlichen Ortsausdrücke angaben, während für den SAO bewusst auf die ältesten Aussprachen der tiefsten bekannten Dialektschicht gedrungen wurde. Betrachtet man aber den Gültigkeitsbereich der einzelnen echten Dialektwiedergaben im DSA, so entspricht er der Verbreitung der Phänomene bei direkter Erhebung.

Wenn HANNES SCHEUTZ im Vergleich seiner „Deutschen Dialekte in Südtirol. Erste Ergebnisse eines Dialektatlas-Projektes“ mit dem „Tirolischen Sprachatlas“ (TSA) von EGON KÜHEBACHER nach BRUNO SCHWEIZER von 1965 feststellt, dass die dort angegebenen Aussprachen von mhd. *a* in *Faden* und mhd. *â* in *Ader* „in krasssem Gegensatz“ (S. 310) zu den von ihm erhobenen Lautungen stehen, so hätte er auf den bis ins mittlere Südtirol reichenden „Vorarlberger Sprachatlas“ von EUGEN GABRIEL verweisen können, der bereits 1985 feststellte, dass die Angaben im TSA einfach falsch sind.¹ Neue Erkenntnisse gewinnt SCHEUTZ bezüglich der Wortstellung in Konstruktionen mit Ersatzinfinitiv.

Im fünften Themenblock diskutiert STEFAN RABANUS in „Die Grenze zwischen Südbairisch und Zimbrisch“ nach dem erst 2012 von ihm veröffentlichten „Zimbrischen und Fersentalerischen Sprachatlas“ von BRUNO SCHWEIZER von 1951/52. Während SCHWEIZER das Fersentalerische und das südlichere Zimbrische als zusammengehörig ansah, erklärt die große Mehrzahl der Forscher das Fersentalerische als konservativen, mit Südtirol verbundenen Dialekt, was besonders für den etwas abweichenden, erst jünger entstandenen östlichsten Ort Palai gilt. Ähnlichkeitsanalysen von RABANUS bestätigen diese Mehrheitsbeurteilung. Aber eine Sonderstellung nimmt das „Slambrot“ des Weilers San Sebastiano der Gemeinde Folgaria ein, wo SCHWEIZER um 1940 noch Aufnahmen gelangen, während sonst für die ausgestorbenen Dialekte von Folgaria und Lavarone auf Sammlungen und Beschreibungen des 18. und 19. Jahrhunderts zurückgegriffen wird. Vor allem zeigt sich, dass sich San Sebastiano mit [q] für mhd. *a* zum Fersentalerischen stellt, während im Zimbrischen [a] gesprochen wird, wie San Sebastiano überhaupt eine Sonderstellung einnimmt, indem 30% der untersuchten Variablen nur dort gelten. Offen bleibt freilich die Frage, ob bloß der Weiler San Sebastiano diese Sonderstellung einnimmt oder ob sie nach den älteren Aufzeichnungen für ganz Folgaria gegolten hat. EBERHARD KRANZMAYER behandelt in seiner Untersuchung des Zimbrischen von 1923 zwar Folgaria, das aber anderen Lautstand aufweist, und übergeht San Sebastiano.

Im sechsten Themenblock geht ANTHONY ROWLEY mit „Bavaria germanica oder Ladinia submersa“ der von den Archäologen wieder heraufbeschworenen Frage nach, ob die Bayern und ihre Sprache auf Germanen zurückgehen, wobei schon zur Römerzeit vor 476 südlich der Donau teilweise Germanen von jenseits des Limes angesiedelt wurden und dann in der Völkerwanderungszeit den ganzen Voralpenraum einnahmen, oder ob die Bayern verbliebene germanisierte

¹ Vergleiche GABRIEL, Vorarlberger Sprachatlas, Bd. I, Kt. 2 und Bd. II, Kt. 1 sowie GABRIEL, Kommentar Bd. I/1, 13 ff. und Bd. II/1, 15 ff. : „Die Feststellung E. KÜHEBACHERS in TSA I, S. 20, daß mhd. *â* und später gedehntes *a* nicht überall gänzlich zusammengefallen sind, kann auf Grund unserer Belege, und das sind rund 200 pro Ort, klar widerlegt werden.“

Romanen sind.² Schon in den 1970er und 1980er Jahren hatte der Romanist und Allgemeine Sprachwissenschaftler WILLY MAYERTHALER letzteres behauptet und angebliche sprachliche „Beweise“ dafür vorgebracht, die schon damals allesamt widerlegt wurden. Obwohl ROWLEY jene Literatur nicht erwähnt, geht er die von MAYERTHALER/MAYERTHALER (1990) zusammengefassten „Argumente“ neuerlich kritisch durch und kommt zum erwartbaren Ergebnis, dass das Bairische nicht auf romanischem Substrat beruht, denn die namhaft gemachten gewissen syntaktischen Übereinstimmungen mit dem Romanischen sind im deutschen Sprachraum weit verbreitete genuine germanische Erscheinungen, die allerdings im Romanischen Parallelen aufweisen, wodurch bloß der Anschein romanischer Substrate entsteht.

Überblickt man den gesamten Band, so fällt mehrfach als neue Tendenz auf, dass im Allgemeinen meist nur Literatur der letzten 10–20 Jahre herangezogen wird. Doch wurden manche als neu präsentierten Erkenntnisse bereits in weiter zurückliegender, jedoch nicht beachteter Literatur festgestellt. Ein Beispiel betrifft oben den „Vorarlberger Sprachatlas“ von EUGEN GABRIEL und seine Kommentare, der bereits 1985 die Fehlangaben im „Tirolischen Sprachatlas“ moniert und korrigiert hat. Davon abgesehen bereichert der umfangliche Sammelband in sehr verschiedener Weise die Kenntnisse über die bairischen Dialekte in Bayern, Österreich und Südtirol. Die aufwendigen Begutachtungsverfahren haben sich allerdings in nicht allen Fällen bezahlt gemacht.

LITERATUR

- KRANZMAYER, EBERHARD [1923]/(1981): Laut- und Flexionslehre der deutschen zimbrischen Mundart [...]. Herausgegeben von MARIA HORNING. Wien: Wissenschaftliche Gesellschaften Österreichs (Beiträge zur Sprachinselforschung. 1).
- KRANZMAYER, EBERHARD (1953): Lautwandlungen und Lautverschiebungen im gegenwärtigen Wienerischen. In: Zeitschrift für Mundartforschung 21, 197–239.
- KRANZMAYER, EBERHARD (1956): Historische Lautgeographie des gesamtbairischen Dialektraumes. Wien: Böhlau.
- MAYERTHALER, EVA / WILLI MAYERTHALER (1990): Aspects of Bavarian Syntax or ‘Every Language Has At Least Two Parents’. In: EDMONDSON, JEROLD A. / CRAWFORD FEAGIN / PETER MÜHLHÄUSLER (Hg.): Development and Diversity. Language Variation across Time and Space. A Festschrift for Charles-James N. Bailey. Dallas: Summer Institute of Linguistics, 371–429.
- SCHWEIZER, BRUNO [1951/52]/(2012): Zimbrischer und Fersentalerischer Sprachatlas. Herausgegeben und kommentiert von STEFAN RABANUS. Luserna: Istituto Cimbrio.
- Tirolischer Sprachatlas (1965). Herausgegeben von KARL KURT KLEIN und LUDWIG ERICH SCHMIDT. Unter Berücksichtigung der Vorarbeiten von BRUNO SCHWEIZER † bearbeitet von EGON KÜHEBACHER. Band 1: Vokalismus. Marburg: Elwert (Deutscher Sprachatlas. Regionale Sprachatlanten. 3.1).
- Vorarlberger Sprachatlas mit Einschluß des Fürstentums Liechtenstein, Westtirols und des Allgäus (VALTS). Band I: Vokalqualitäten. Positionsdehnungen. Bearbeitet von EUGEN GABRIEL und HUBERT KLAUSMANN. Bregenz: Vorarlberger Landesbibliothek 1985. Band II: Langvokale und Diphthonge, Silbendehnungen und Kürzungen. Bearbeitet von EUGEN GABRIEL. Bregenz: Vorarlberger Landesbibliothek 1994. Kommentar Bd. I/1 zu den Karten 1–133 von VALTS I. Von EUGEN GABRIEL. Bregenz: Vorarlberger Landesbibliothek 1985. Kommentar Bd. II/1 zu den Karten 1–104 von VALTS II. Von EUGEN GABRIEL. Bregenz: Vorarlberger Landesbibliothek 1994.
- WIESINGER, PETER (2016): Die Herkunft der Baiern und die Entstehung des bairischen Sprachraumes. In: BERGMANN, ROLF / STEFANIE STRICKER (Hg.): Römer – Baiern – Franken. Archäologie, Namenforschung, Sprachgeschichte im Main-Donau-Raum. Bamberg: University of Bamberg Press (Bamberger interdisziplinäre Mittelalterstudien – Vorlesungen und Vorträge. 7), 163–227.

² Vergleiche dazu WIESINGER (2016) und WIESINGER (2017a) und in diesem Zusammenhang zum Bairischen WIESINGER (2017b).

WIESINGER, PETER (2017a): Besprechung von FEHR, HUBERT/IRMTRAUT HEITMEIER (Hg.): Die Anfänge Bayerns. Von Raetien und Noricum zur frühmittelalterlichen Baiouaria. 2. erweiterte Auflage. St. Ottilien: EOS 2014. In: Beiträge zur Namenforschung 52, 67–77.

WIESINGER, PETER (2017b): Die Baiern sind keine germanisierten Romanen. Name, Herkunft, Verbreitung und Sprache. In: Bayerische Archäologie 2017/3. Zeitenwende II. Das Ende der Antike – und was dann?, 44–47.

Wien

PETER WIESINGER

E-Mail-Adresse des Autors: <peter.wiesinger@univie.ac.at>

PAUL LÉVY (2016): Die deutsche Sprache in Frankreich. Band 2: Von 1830 bis 1944. Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet von BARBARA KALTZ. Wiesbaden: Harrassowitz. 290 S. (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart. 11.2). € 52,–

Wie im ersten Band (vergleiche Rezension in der ZDL 82 (3), HARTWEG 2015) privilegiert LÉVY die „externe Geschichte“ – nach der Terminologie von FERDINAND BRUNOT (1966–1979), eine Vorgangsweise, die dem Strukturalismus zuzuordnende Rezensenten wie ANDRÉ MARTINET oder JEAN FOURQUET bemängeln. Doch LÉVYS Option ist durchaus vertretbar und wird konsequent durchgehalten. In diesem Sinne wird das Buch in chronologisch zugeschnittene Kapitel aufgeteilt, die der französischen politischen Geschichte folgen, wobei die deutsch-französischen Beziehungen eine besondere Berücksichtigung erfahren. Innerhalb der Kapitel wird eine Reihenfolge eingehalten, die weitgehend gleich bleibt, was den Vergleich zwischen den einzelnen Perioden erleichtert: „Die Deutschen in Frankreich“; „Die Franzosen und das Deutsche“; eine besondere Behandlung erfahren die Grenzgebiete Flandern und Elsass-Lothringen.

LÉVYS Untersuchung bietet zahlreiche Detailinformationen zum Deutschunterricht in Frankreich, die die allmähliche Herausbildung eines modernen Fremdsprachenunterrichts dokumentieren. Dabei ist der relativ hohe Anteil von deutschen Muttersprachlern und Elsässern im Lehrkörper zu vermerken. Auch der Anteil der deutschen politischen Flüchtlinge war bedeutend. Dabei liefert LÉVY einige Anekdoten, wie zum Beispiel die eines Polen, der lange Zeit unbemerkt Polnisch anstatt Deutsch unterrichtete, eine Geschichte, die mir JEAN FOURQUET in den 1970ern erzählte und in Dôle verortete, auch die zum Teil durchaus erfolgreiche Vermittlung der deutschen Sprache durch nicht oder wenig ausgebildete Lehrer, zum Beispiel durch ehemalige Militärpersonen. Auch das langsame Vorrücken des Deutschen an den Hochschulen mit den entscheidenden Maßnahmen, die nach 1871 getroffen wurden. Dies kann als Reaktion auf den verlorenen Krieg von 1870/71 gewertet werden, was wiederum die enge Relation zwischen der allgemeinen politischen Geschichte und der des Bildungssystems zeigt. Interessant ist hier die Parallele, die sich zu den Ergebnissen von FERDINAND BRUNOT ziehen lässt. Allgemein zeichnet sich der Eindruck ab, dass die Intensität der deutsch-französischen Beziehungen in einer Zeit, in der diese nur eine Elite erreichte, relativ hoch zu veranschlagen ist. Als ab den 1960er Jahren die Austauschpopulation der Schüler und Jugendlichen zwischen Frankreich und Deutschland rasch anstieg, wurde eine andere Qualität erreicht, die sich aber nicht zwangsläufig im Kenntnisstand niederschlug, zumal die Dominanz des Englischen sich ausbreitete und die kulturelle Einschätzung des Bildungswertes des Deutschen in der Nachfolge der klassischen Altertumssprachen Lateinisch und Griechisch abnahm.

Die von KALTZ hinzugefügten Anmerkungen, die Aktualisierung der Bibliographie, die Register sowie die Schlussbemerkungen (S. 247–250) lassen bedauern, dass KALTZ ihrer wertvollen Übersetzung und ergänzenden Bearbeitung keine Fortsetzung der Untersuchung für die Zeit nach 1944 mit ihren einschneidenden Entwicklungen hat folgen lassen, eine Aufgabe, für die sie beste Voraussetzungen bot.



LITERATUR

BRUNOT, FERDINAND (1966–1979): *Histoire de la langue française des origines à nos jours*. 13 Bände. Nachdruck. Paris: Armand Colin.

HARTWEG, FRÉDÉRIC (2015): Rezension zu: LÉVY, PAUL (2013): *Die deutsche Sprache in Frankreich. Band 1: Von den Anfängen bis 1830*. Aus dem Französischen übersetzt und bearbeitet von BARBARA KALTZ. Wiesbaden: Harrassowitz (Fremdsprachen in Geschichte und Gegenwart. 11.1). In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 82 (3), 373–374.

Strasbourg/Marburg

FRÉDÉRIC HARTWEG

OLIVIER MOLINER (2010): *Frankreichs Regionalsprachen im Parlament. Von der Pétition pour les langues provinciales 1870 zur Loi Deixonne 1951*. Wien: Praesens. 411 S. (Beihefte zu >Quo vadis Romania?< herausgegeben von GEORG KREMNITZ. 36). € 34,–

Bei der allgemein stiefmütterlichen Behandlung der Frage der Regionalsprachen in Frankreich, die immer wieder in der vehementen Diskussion um ihre Anerkennung und institutionelle Aufwertung gipfelt, nimmt es eigentlich wunder, dass ihre Behandlung im französischen Parlament Stoff für eine umfangreiche Untersuchung dieser Frage liefert, die als Thema einer Inauguraldissertation im Wintersemester 2008/09 im Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften der FU Berlin angenommen wurde. Die Arbeit umfasst die Zeitspanne zwischen 1870 und 1951, wobei dieser chronologische Rahmen gelegentlich in beide Richtungen überschritten wird. Das Kernstück des Bandes bildet das Gesetz (*Loi*) Deixonne, das eindeutig einen Einschnitt in der französischen Gesetzgebung hinsichtlich der Regionalsprachen bedeutet, obwohl das Gesetz nicht die Bedeutung und Wirkung erzeugte, die ursprünglich beabsichtigt waren.

Die Einleitung formuliert einige Fragen und Thesen und geht auch auf einige Entwicklungen des frühen 20. Jahrhunderts ein. Beim Umreißen der Gesamtfragedarstellung werden die großen Leitlinien der Evolution seit der Französischen Revolution nachgezeichnet, der methodische Rahmen abgesteckt und das Korpus definiert.

Der eigentliche Einstieg in den parlamentarischen Aspekt beginnt mit der Petition für die Regionalsprachen, die noch während des Zweiten Kaiserreichs zustande kam. Der deutsch-französische Krieg, die französische Niederlage und das Ende des napoleonischen Regimes verhinderten die eigentliche Behandlung des Textes. Die Petition hatte eine beachtliche Reichweite, denn sie bezweckte nicht nur die Benutzung des Okzitanischen, Katalanischen, Bretonischen, Flämischen, Baskischen und Korsischen als Hilfsmittel beim Erlernen des Französischen, sondern auch ein Angebot des Unterrichts dieser Idiome selbst, die Abfassung von dazu notwendigen Lehrbüchern, die Gründung von Studienratsstellen für deren Unterricht an Mittelschulen und Gymnasien sowie die Gründung von Lehrstühlen an elf Hochschulen, um die akademische Ausbildung dieser Lehrerschaft zu gewährleisten. Neben Sprache und Literatur sollten auch Geschichte, Archäologie und die unterschiedlichen Rechtstraditionen der betroffenen Regionen erforscht und gelehrt werden. Dabei ging es um eine umfangreiche Umbildung des Schul- und Hochschulwesens und eine damit verbundene Veränderung der Methode des Französischunterrichts.

Neben dem Krieg von 1870/71 ist der große Laizismusstreit, der bald darauf einsetzte, das bestimmende politische Moment, zumal die katholische Kirche auch mit der Einführung der allgemeinen Schulpflicht, besonders in den ländlichen Regionen, ihre Forderung, die religiöse Unterweisung und den Katechismusunterricht in der jeweiligen Regionalsprache, das heißt im Mutteridiom, zu gestalten, durchsetzen wollte.

Die Petition kann durchaus als „Kristallisationspunkt und wiederkehrendes Referenzereignis des parlamentarischen Strebens nach einer Besserstellung der Regionalsprachen“ (S. 33) gelten. Ihre drei Autoren waren CHARLES DE GAULLE (1837–1880), Großonkel des späteren Staatsoberhauptes, HYACINTHE DE CHARENCEY (1832–1916) und HENRI GAIDOZ (1842–1932). DE GAULLE entstammt einer kleinadligen-bürgerlichen Familie mit betont kaisertreuem bzw. royalistischem

Hintergrund und ist Verfechter der pankeltischen Union. Seine Sprachreflexion führte ihn auch dazu, „eine wirkliche Einbeziehung der Regionalsprache in den Französischunterricht“ (S. 36) zu fordern, während er sich dezidiert gegen die *méthode Carré/maternelle* wandte, nach welcher „die Schüler die Zielsprache Französisch unter dem Ausschluss der regionalen Ausgangssprache erlernen“ (S. 36). Im Selbstunterricht erwarb er Kenntnisse in der bretonischen und walisischen Sprache und begeisterte sich für die keltische Literatur und Geschichte. Er ist Mitbegründer der ersten bretonischsprachigen Wochenzeitung „Feiz ha Breiz“ (‘Glaube und Bretagne’), eine Verbindung, die er als Einheit für unverzichtbar aber bedroht hielt. Er verurteilte den ausschließlichen Gebrauch des Französischen an den Schulen in Frankreich und befürwortete die grenzüberschreitende Schaffung eines Gelehrtenkeltisch. Der Petitionstext wandte sich an die Volksvertreter, die aber zu den Schichten gehören, die viel zum Niedergang des Bretonischen beigetragen haben. Der häufige Gebrauch des Begriffs „Rasse“ deutet vielleicht auf eine Rezeption von GOBINEAUS „Essai sur l’inégalité des races“ (1855) hin. Er plädiert auch für die Gründung einer keltischen Auswanderungs- und Kolonisationspolitik.

Der Mitverfasser der Petition Graf HYACINTHE DE CHARENCEY (1832–1916) entstammt einem normannischen Adelsgeschlecht, ist Jurist und widmet sich zunächst dem Studium der Sprachen als Privatgelehrter. Neben etymologischen Studien widmet er sich vor allem dem Baskischen – er verwirft dabei bestimmte Hypothesen von HUMBOLDT – aber auch den amerikanisch-indianischen, den kaukasischen, afrikanischen und australischen Sprachen, die für ihn einen gemeinsamen Ursprung besitzen. Der Sprachwissenschaftler ist Mitbegründer der „Société de linguistique de Paris“ (1865) und Autor zahlreicher Abhandlungen. Er wandte sich als wertkonservativer Katholik von den naturalistischen und materialistischen Richtungen ab.

Mit HENRI GAIDOZ (1842–1932) verband ihn das Interesse für folkloristische, archäologische und mythologische Studien. Der Keltologe und Herausgeber der „Revue celtique“ kann auch als Experte für diese Bereiche gelten. Im Unterschied zu seinen zwei Mitpetenten ist er ins französische Hochschulsystem integriert. Er unterrichtete Geographie und Ethnographie an der „École des Sciences politiques“ und wurde später „Directeur d’études“ an der „École Pratique des Hautes Études“. Unter seinen zahlreichen Veröffentlichungen wären die „Esquisse de la religion des Gaulois“ und sein „Gargantua. Essai de mythologie celtique“ zu erwähnen. GAIDOZ wendet sich auch an MISTRAL, um ihm sein Anliegen zu erläutern. Die Petition, die zwei weitere Ausgaben erfuhr (1903, 2001), zeigt, wie breit angelegt und gefächert die Vorstellungen und Forderungen der Autoren der Petition waren und wie sehr sie inzwischen an Kraft bei den heutigen Verfechtern der Regionalsprachen eingebüßt haben. Bei allen Unterschieden ist den Petenten gemeinsam, dass sie für eine behördliche und sprachliche Dezentralisierung Frankreichs eintreten. Eine gewisse Nähe zum sogenannten „Programme de Nancy“ (1865) ist in der Petition festzustellen und die Zeit des Endes des Zweiten Kaiserreichs (*Empire libéral*) schien günstig für solche Vorhaben zu sein.

Die wesentlichen Argumentationsstränge der Petition beziehen sich auf das Selbstverständnis der Regionalsprachen, die Widerlegung des Vorwurfs des Reaktionären, das Binnenverhältnis zu den anderen Sprachen und Dialekten und den Patriotismus. So werden die Regionalsprachen als Vehikel des Fortschritts und der Modernität dargestellt und ein Lob der Mehrsprachigkeit im Dienst des Friedens und der Völkerverständigung formuliert. Gegen den Erlass des Regierungschefs COMBES, der einen Generalverdacht gegen Schulen in katholischer Trägerschaft zum Ausdruck zu bringen schien („Circulaire Combes“ 1902) und als Hauptstoßrichtung das Bretonische ins Visier nahm, bezog HENRI GAIDOZ 1903 Stellung. Er zitiert übrigens auch AUGUST BEBEL aus seiner Stellungnahme zugunsten des Dänischen in Preußen (1898).

Zwischen 1902 und 1939 kommt es zu einer Reihe von Initiativen, die MOLINER auflistet und kontextuell in Bezug auf parallel erschienene sprachpolitische Texte der Exekutive einordnet. Am häufigsten werden im Parlament das Bretonische und das Okzitanische thematisiert (acht Mal), Elsässisch/Hochdeutsch vier Mal. Die politische Zugehörigkeit der Regionalsprachenbefürworter ist breit gefächert; die Wirksamkeit ihrer Interventionen bleibt jedoch schwach. Die Debatten sprechen den demokratischen und patriotischen Charakter der Regionalsprachen und ihrer Verfechter an. Am Beispiel von Elsass-Lothringen wird offensichtlich, wie verzerrt die damaligen Fronten verlaufen.

In der „Circulaire (‘Rundbrief’) Monzie“ (14.8.1925) ordnet der Bildungsminister seinen Vorschlag zunächst historisch ein. In der folgenden Debatte werden Begriffe wie Patriotismus, Demokratie, Historizität, Literaturfähigkeit, Methodenstreit und der Vorwurf der Ungleichbehandlung angeführt. Die zwei Gesetzesinitiativen, die sich auf das Elsass beziehen, sind die von HENRI MECK (5.6.1936) und CAMILLE DAHLET (30.7.1936), wobei letzterer am weitesten geht und auch prominente Unterstützer auf nationaler politischer Ebene findet. Er fordert die Einführung eines „integralen Bilinguismus“ in den Verwaltungen und in der Justiz und im Département Moselle. Er verortet nämlich die Quelle der Missverständnisse und Konflikte nach der kurzen Phase der „Flitterwochen und der freudigen Rückkehr“ nach 1918 im sprachlichen Problem. Dessen Nichtbeachtung oder Negierung, die überstürzte und erzwungene Assimilation haben die negativen Reaktionen bewirkt. Auch die Behandlung aufgrund des Pressegesetzes von 1881 der deutschen Sprache in der elsässischen Presse als Fremdsprache wirkt sich negativ aus. Während MECK sich vor allem an die katholisch-konservativen Kreise richtet, versucht DAHLET ein nationales Bündnis zu schaffen, das Christdemokraten und Kommunisten einbezieht.

Mit der Gesetzesinitiative TRÉMINTIN und deren Berichterstatter DESGRANGES (1936/37) wird das Bretonische ins Zentrum gerückt, und dies von einem Geistlichen (ABBÉ DESGRANGES), der auch sozialistisches Gedankengut in seine Argumentation einfließen lässt. Er betont die lange Geschichte, den literarischen und menschlichen Wert der keltischen Sprache und beruft sich dabei auch auf BEBEL und seinen Artikel in der dänischen „National Tidende“ (1856). Er zitiert auch CAMILLE JULLIAN, der meint, dass es ein Verbrechen sei, eine Sprache zu töten, indem man sie nicht unterrichtet. DESGRANGES unterstreicht auch den Wert der Zweisprachigkeit an sich, was eine tiefgreifende Veränderung der Unterrichtsmethode nach sich zieht. Bereits 1911 hatte JEAN JAURÈS in einem mit „Méthode comparée“ überschriebenen Artikel der „Revue de l’enseignement primaire“ anhand des Baskischen sein Befremden zum Ausdruck gebracht, dass diese Sprache, wie übrigens die anderen Regionalsprachen, keine Achtung im Unterricht erfahren. Sowohl der Gesetzesvorschlag von TRÉMINTIN wie der Rapport DESGRANGES bedeuten einen Fortschritt für die Sache der Regionalsprachen, doch der Zweite Weltkrieg und die Besetzung Frankreichs mit deren Verwerfungen und der Ruch des Separatismus und der Kollaboration, der ihnen zum Teil anhaftete, schufen eine neue Situation. Das Vichy-Régime übernahm mit seiner *Révolution Nationale* Teile der Ideologie von CHARLES MAURRAS. Da PÉTAINE als Bewunderer von FRÉDÉRIC MISTRAL galt, erreichte das Provenzalische die Gunst des Regimes und im Geschichts- und Geographieunterricht sollten die Provinzen aufgewertet werden. Der Unterrichtsminister CARCOPINO bezeichnete das Okzitanische als Latein des Volkes. Die deutsche Militärverwaltung versuchte ihrerseits, die bretonische Sprache aufzuwerten. Der Linguist und Keltologe JOHANN LEO WEISGERBER (1941, 54) sah es als historische Aufgabe der keltischen Völker, „Zündstoff zu sammeln“, um „für Lebensrecht und Entwicklungsfreiheit“ zu kämpfen. Der Wissenschaftler wurde verantwortlich für Radio Rennes und bekundete, dass Zustimmung und Dankbarkeit sich für diese Aktivität artikulieren. Sein Wirkungskreis erstreckte sich auch auf das „Institut Celtique de Bretagne“ als Koordinierungsstelle.

Im Zentrum der Untersuchung steht die sogenannte „Loi Deixonne“ (1951), die die Einführung einiger Regionalsprachen an den öffentlichen Schulen rechtsverbindlich festlegte. GEORGES DUHAMEL wandte sich sofort vehement gegen das, was er als deutsche Idee zur Zersetzung Frankreichs betrachtete. Auch ÉDOUARD HERRIOT äußert sich als Gegner dieses Vorstoßes. MOLINER wundert sich, dass so kurz nach Kriegsende eine Initiative Form annimmt in einer Landschaft, die noch so stark von Gegensätzen und Feindschaften gezeichnet ist, dass man von *langues de la collaboration* (Regionalsprachen) und *langues de la résistance et du maquis* reden kann. Mit der dezidierten Parteinahme der Kommunistischen Partei (KPF), vor allem durch die *Résolution Hervé*, kamen innenpolitische Momente in die Debatte, in der auch die angebliche Bevorzugung des Okzitanischen gegenüber dem Bretonischen für weiteren Zwist sorgte. Schließlich wird der Sozialist DEIXONNE zum Berichterstatter des Gesetzesvorhabens nominiert. Weitere Vorschläge, so der von der Sozialistin RACHEL LEMPEREUR, versuchen das ursprüngliche Projekt zu verwässern oder zu unterlaufen, während der Katalane ANDRÉ MARTY (KPF) die Einheitlichkeit Frankreichs betont. Bemerkenswert ist MOLINERS Zwischenbilanz zu der Haltung der KPF zu den Regionalsprachen

(S. 177–183). Der langsame Weg der „Loi Deixonne“ durch die parlamentarischen Gremien und die verschiedenen Verzögerungsstrategien werden von MOLINER sorgfältig nachgezeichnet, ebenso die Stellungnahme des „Conseil Supérieur de l'Éducation Nationale“. Auch der beschwerliche Weg durch den Senat, wo Argumentationsstränge, die auf die Französische Revolution zurückgehen, wieder aufgegriffen werden. Im dritten Anlauf wird das Gesetz schließlich angenommen, doch seine Durchsetzung auf den drei Bildungsebenen bleibt recht mangelhaft.

Ein Quellenverzeichnis sowie der Abdruck wichtiger Dokumente und Texte runden den verdienstvollen Band ab. MOLINERS Untersuchung dokumentiert auf überzeugende Weise die Widerstandsstrategien, die bis heute alle Versuche verzögern oder verhindern, um den Regional-sprachen einen Platz im Bildungssystem zu verschaffen. Insofern bildet sie eine aufschlussreiche Archäologie dieses Aspekts der französischen Kulturgeschichte.

LITERATUR

GAIDOZ, HENRI (1879): *Esquisse de la religion des Gaulois. Avec un appendice sur le dieu Encina.* Paris: Libraire Sandoz et Fischbacher.

GAIDOZ, HENRI (1868): *Gargantua. Essai de mythologie celtique. Mémoire lu devant la Société de Linguistique dans les séances des 6 et 20 juin 1868.* Paris.

GOBINEAU, ARTHUR DE (1855): *Essai sur l'inégalité des races.* Paris: Firmin-Didot.

JAURÈS, JEAN (1911): *Méthode comparée.* In: *Revue de l'enseignement primaire* 22 (3).

WEISGERBER, JOHANN LEO (1941): *Die keltischen Völker im Umkreis von England.* Marburg: Elwert (Marburger Universitätsreden. 7).

Strasbourg/Marburg

FRÉDÉRIC HARTWEG

LEA SCHÄFER (2017): *Sprachliche Imitation. Jiddisch in der deutschsprachigen Literatur (18.–20. Jahrhundert).* Berlin: Language Science Press. XVII, 413 S. (Language Variation. 2). € 70,–

In seinen Kindheitserinnerungen beschrieb der Philosoph und Philologe HEYMAN STEINTHAL die sprachliche Situation der Juden in seiner Heimatstadt Gröbnitz in Sachsen-Anhalt in den 1830er Jahren folgendermaßen:

Wir Kinder kannten ein vierfaches Deutsch: Unsere Eltern sprachen das eigentliche Jüdisch-Deutsch, mit eingestreuten hebräischen Wörtern, die in der lebendigen Rede oft anders gesprochen wurden als im hebräischen Gebet. Die christlichen Knaben sprachen den mitteldeutschen Volksdialekt. Wir jüdische Knaben sprachen weder wie unsere Väter und Mütter, noch wie die christlichen Kinder, [...]. Es war ein gemäßigtes Judendeutsch. Ich muß hinzufügen, daß manche der älteren Juden und Jüdinnen, die eine gewisse Bildung hatten, z. B. auch mein Vater, der sogar französisch gelernt hatte und ein ziemlich korrektes Deutsch schrieb, im Umgang mit den Christen genau so sprach wie diese: den Dialekt mit den Bürgern; reines oder dem reinen sich näherndes Deutsch mit den Honoratioren. In der Schule sollten wir Knaben reines Deutsch sprechen, was uns schwer ward, weil es uns geziert schien. (zitiert nach JORDAN 2000: 240–241).

STEINTHAL beschrieb eine Gemeinschaft im sprachlichen Umbruch, deren Kommunikation sich auf einem Kontinuum zwischen den westjiddischen Varietäten (hier: „Jüdisch-Deutsch“) auf der einen Seite, und „reinem“ Deutsch auf der anderen einordnen lässt, mit dem Regionaldialekt und „gemäßigten“ Varietäten des Westjiddischen dazwischen. Auf diesem Kontinuum verorteten sich die Sprecher je nach Alter, sozialem Status, Bildungsstand oder auch Neigung. Das Ende dieses Prozesses ist bekannt: die Varietäten des Westjiddischen gehören zu den Sprachen, die heutzutage nicht mehr gesprochen werden.

Das Hauptproblem bei der Erforschung der westjiddischen Varietäten ist die Quellenlage: es gibt nur vergleichsweise wenige Quellen, und eine systematischere Dokumentation begann erst, als Westjiddisch nur noch in Resten vorhanden war, zum Beispiel durch die Arbeiten von FLORENCE GUGGENHEIM GRÜNBERG oder den „Language and Culture Atlas of Ashkenazic Jewry“ (LCAAJ). Daher ist sich die jiddistische Sprachwissenschaft einig, dass man allen Erwähnungen des Westjiddischen nachgehen sollte um sorgfältig zu überprüfen, ob sie für die Erforschung der westjiddischen Varietäten nutzbar sein könnten, auch wenn sie als Quellen zunächst abwegig erscheinen mögen.

Dieser Herausforderung stellt sich LEA SCHÄFER in ihrer auf einer Dissertationsschrift beruhenden Studie: Sie untersucht 53 deutsche literarische Texte, verfasst zwischen 1700 und 1950 von nicht-jüdischen Autoren, in denen jüdische Figuren über ihre Sprache charakterisiert werden, zum Beispiel in Passagen direkter Rede. Die Texte in diesem Korpus sind, so die Autorin, „überwiegend antisemitischer kultur- und literaturgeschichtlicher JUNK, der bislang kaum sprachwissenschaftliches oder literaturwissenschaftliches Interesse geweckt hat“ (S. 4, Hervorhebung durch die Autorin). Alle Texte des Untersuchungskorpus stellen mindestens eine jüdische Figur als jemanden dar, der „anders“ spricht. Dieses Anders-sprechen kann sich auf ein von westjiddischen Varietäten beeinflusstes Deutsch beziehen, es kann aber auch bedeuten, dass die jüdischen Figuren deutlicher an der (schriftlichen) Standardsprache orientiert sprechen, ein Vorwurf, der den sich assimilierenden deutschen Juden im 19. Jahrhundert oft gemacht wurde (vergleiche FREIMARK 1979, TOURY 1983). Die Autorin untersucht die Texte des Korpus als Emulationsdaten, das heißt als Formen von sprachlicher Imitation, bei der „die zu imitierende Sprache (target language, Zielsprache) in ein bestehendes Grundsystem (Grammatik) einer Matrixsprache eingebettet“ wird (S. 11).

Mit einer Kombination von quantitativen und qualitativen Analysemethoden, bei denen die jiddische und deutsche Standardsprache, deutsche Dialekte sowie das, was man für relativ gesicherte Quellen des Westjiddischen hält, zum Vergleich herangezogen werden,¹ geht die Autorin folgenden Forschungsfragen nach:

- Welche sprachlichen Mittel lassen sich durch gezielt vorgenommene Manipulationen der deutschen Schriftsprache durch die Autoren der untersuchten Texte identifizieren?
- Bilden die identifizierten sprachlichen Phänomene die Realität westjiddischer Varietäten ab und kann man sie daher als Quellen für die Forschung heranziehen?
- Hat sich die Wahrnehmung des Jiddischen im deutschsprachigen Kontext im Verlauf des Untersuchungszeitraums verändert?

Der erste Teil der Studie ist der Einführung in das Thema gewidmet: SCHÄFER positioniert ihre Studie im wissenschaftlichen Feld der Erforschung des „Literaturjiddischen“ (zum Beispiel RICHTER 1995) aus sprachwissenschaftlicher Perspektive. Nach einer Darstellung von Datengrundlage und Methodik folgen vier Analysekapitel, die sich mit Lexik, Phonologie, Morphologie und Syntax beschäftigen.

Das Kapitel zur Lexik ist das kürzeste, was insofern verwundert, weil viele Quellen zu den Resten des Westjiddischen vom Wortschatz, insbesondere der hebräischen Komponente, dominiert werden. Besonders bemerkenswert in SCHÄFERS Analyse ist hier ihre korpuslinguistische Untersuchung von sogenannten Kennwörtern des Ost- und Westjiddischen. Die Frage ist, ob die Autoren der literarischen Texte des Untersuchungskorpus Ost- oder Westjiddisch vor Augen hatten, wenn sie ihre jüdischen Figuren sprechen ließen. „Die geographische Verteilung zeigt in den Dialektarealen des Westjiddischen überwiegend die Verbreitung westjiddischer Kennwörter“ (S. 93). Ostjiddische Kennwörter dagegen werden vor allem in geographischer Nähe zum Ostjiddischen beobachtet. Hebraismen werden im Literaturjiddisch des Untersuchungskorpus vor allem dann eingesetzt, wenn sie relativ fest als Entlehnungen im deutschen Wortschatz etabliert sind,

¹ Ein kleines Vergleichskorpus bestehend aus zehn literarischen Texten von jüdisch-deutschen Autoren wurde angelegt um zu sehen, wie sich Perzeption von und Diskurse über Jiddisch möglicherweise vom Hauptkorpus unterscheiden.

wie zum Beispiel *meschugge, goj, schickse* etc. Besonders auffällig ist, dass die untersuchten Autoren ihre jüdischen Figuren häufig Interjektionen (*Waih!*) oder psycho-ostensive Ausdrücke (*soll mer Gott helfen*) verwenden lassen.

Phonologische Manipulationen der deutschen Schriftsprache sind das am häufigsten verwendete Mittel, das die Autoren des Literaturjiddisch einsetzen: SCHÄFER kann in ihrer sorgfältigen und differenziert argumentierenden Analyse von 26 phonologischen Strukturen zeigen, dass sie in vielen Fällen mit dem übereinstimmen, was die Forschung für die sprachliche Realität des Westjiddischen bzw. Ostjiddischen hält. Dies bedeutet, dass man von direktem Sprachkontakt ausgehen kann. Die Analyse des Vergleichskorpus mit Texten jüdischer Autoren zeigt zudem, dass es im Hinblick auf die Phonologie wenig Unterschiede zwischen jüdischem und nicht-jüdischem Literaturjiddisch gegeben zu haben scheint.

Die morphologischen Strategien, die SCHÄFER in ihrer Arbeit identifiziert und untersucht, gehören vor allem zur Nominalmorphologie: Genusverschiebung, Diminutive, Pluralmorphologie, Flexion von Eigennamen, Abweichungen im Kasus. Im Bereich der Verbmorphologie werden die Flexion des Verbs *sein* und das *ge*-Präfix bei Partizipien diskutiert. SCHÄFER kommt zu dem interessanten Ergebnis, dass sich das Untersuchungskorpus anders als in der Phonologie im Hinblick auf die Morphologie tendenziell eher am Ostjiddischen orientiert. Außerdem ist im Zusammenhang mit Morphologie nicht immer klar zu erkennen, ob sich die vorgenommenen Manipulationen Jiddisch oder regionale deutsche Dialekte zum Vorbild genommen haben.

Im Hinblick auf die Syntax untersucht SCHÄFER 15 Phänomene, darunter die Stellung des finiten Verbs im Aussagesatz, die Satzklammer oder die Mehrfachnegation. Die Analyse zeigt, dass eher das Ostjiddische als das Westjiddische den untersuchten Manipulationen als Vorbild gedient zu haben scheint.

In ihrer quantitativen Gesamtauswertung aller zum Einsatz gebrachten sprachlichen Strategien im Untersuchungskorpus kann SCHÄFER zeigen, dass ein Text durchschnittlich vier syntaktische Strategien verwendet, mehr als morphologische aber deutlich weniger als phonologische. Literaturjiddisch, so SCHÄFER, ist demnach kein Phantasieprodukt sondern lässt sich in nahezu allen Fällen auf west- oder ostjiddische Vorbilder oder auf dialektale Formen des Deutschen zurückführen: „Die Autoren waren allem Anschein nach um eine Realitätsnähe ihrer Imitationen bemüht. [...] Das Literaturjiddische ist ein (wenn auch künstliches) Resultat des deutsch-jüdischen Sprachkontakts.“ (S. 335).

SCHÄFER erwähnt an dieser Stelle zum ersten Mal, dass es sich bei den von ihr untersuchten Quellen um Perzeptionsdaten handelt. Die Grenzen und Möglichkeiten von Perzeptionsanalysen ist eine in der Soziolinguistik seit Jahren diskutierte Frage, die im Kontext der vorliegenden Studie gewinnbringend hätte berücksichtigt werden können. Wenn es überhaupt einen Kritikpunkt an SCHÄFERS interessanter Untersuchung gibt, dann ist es das Ausblenden soziolinguistischer Theorie und Methodologie sowie einiger Arbeiten, wie zum Beispiel MARIE-LOUISE JORDANS Untersuchung vom Varietätengebrauch in der deutschen Literatur des 19. Jahrhunderts, die ausführlich auf Literaturjiddisch eingeht. Soziolinguistisch gesprochen haben wir es bei den Texten des Untersuchungskorpus mit einer Form von *third order indexicality* zu tun: ein Bündel sprachlicher Merkmale wird durch einen Prozess der Mediatisierung unmittelbar mit sozialen Kategorien in Verbindung gebracht, was zu ihrer Verbreitung und ihrer Indexikalisierung führt (vergleiche zum Beispiel SILVERSTEIN 2003, AGHA 2007). Derartige Merkmalsbündel sind keineswegs Phantasiekonstrukte, sondern beruhen auf Beobachtungen, also Sprachkontakt. In Prozessen der Mediatisierung sind Autoren darauf angewiesen, ihrem Publikum gegenüber glaubhaft zu erscheinen (vergleiche auch BELLS (1984) theoretischer Ansatz von *audience design*) und deshalb darum bemüht, die Merkmalsbündel so zu gestalten, dass sie sich eines gewissen Wiedererkennungseffektes sicher sein können. Derartige theoretische Beschreibungen sind insofern von Interesse, als dass sie die für das Literaturjiddische beschriebenen Prozesse in einen Rahmen stellen, in dem Vergleiche mit anderen Varietäten möglich sind. Eine Gemeinsamkeit, die die literaturjiddischen Texte des Untersuchungskorpus zum Beispiel mit anderen Formen von *third order indexicality* haben, ist, dass die indexikalisierten Merkmale selten konsequent umgesetzt werden, es scheint auszureichen, sie gelegentlich zu verwenden (vergleiche etwa CLARK 2013 über den Black Country Dialekt in

den englischen Midlands; REERSHEMIUS/ZIEGLER 2015 über kontaktinduzierte jugendkulturelle Stile im deutschsprachigen Raum). SCHÄFERS Analyse von literaturjiddischen Texten ist daher auch ein wichtiger Beitrag zur soziolinguistischen Debatte über Sprachveränderungsprozesse, die gegebenenfalls zum Erscheinen von sogenannten *successor lects* führen können, vor allem wenn man berücksichtigt, dass die Unterschiede bei der Merkmalsauswahl und Gestaltung zwischen den von jüdischen und nicht-jüdischen Autoren verfassten Texten der untersuchten Korpora vergleichsweise wenige Unterschiede gezeigt haben.

LITERATUR

- AGHA, ASIF (2007): *Language and Social Relations*. Cambridge: Cambridge University Press (Studies in the Social and Cultural Foundations of Language. 24).
- BELL, ALLAN (1984): *Language Style as Audience Design*. In: *Language in Society* 13 (2), 145–204.
- CLARK, URSZULA (2013): *Er's from off: The indexicalization and enregisterment of Black Country dialect*. In: *American Speech* 88 (4), 441–466.
- FREIMARK, PETER (1979): *Language behaviour and assimilation: The situation of the Jews in Northern Germany in the first half of the nineteenth century*. In: *Leo Baeck Institute Yearbook* 24, 157–77.
- JORDAN, ANNA-LOUISE (2000): *Wer sprach wie? Sprachmentalität und Varietätengebrauch im 19. Jahrhundert*. 2 Bände. Dossenheim: Herstellung bod.Libri Hamburg (Heidelberger Schriften zur Sprache und Kultur. 1).
- REERSHEMIUS, GERTRUD/EVELYN ZIEGLER (2015): *Sprachkontaktinduzierte jugendkulturelle Stile im DaF-Unterricht: Beispiele aus dem Film „Fack ju Göhte“*. In: IMO, WOLFGANG/SANDRO M. MORALDO (Hg.): *Interaktionale Sprache und ihre Didaktisierung im DaF-Unterricht*. Tübingen: Stauffenburg, 243–276.
- RICHTER, MATTHIAS (1995): *Die Sprache jüdischer Figuren in der deutschen Literatur (1750–1933). Studien zu Form und Funktion*. Göttingen: Wallstein.
- SILVERSTEIN, MICHAEL (2003): *Indexical order and the dialectics of sociolinguistic life*. In: *Language and communication* 23, 193–229.
- TOURY, JACOB (1983): *Die Sprache als Problem der jüdischen Einordnung im deutschen Kulturraum*. In: *Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte der Universität Tel Aviv, Beiheft 4*, 75–96.

Birmingham

GERTRUD REERSHEMIUS

E-Mail-Adresse der Autorin: <g.k.reershemius@aston.ac.uk>

